

Das Werk

Monatschrift der Vereinigten Stahlwerke A. G.

VI. Jahrg.

Düsseldorf, Juni 1926

Heft 3

An unsere Leser

Am 1. April 1921 erblickte die auf Veranlassung der Siemens-Rheinische Schuckert-Union, S. m. b. H., herausgegebene Monatschrift „Das Werk“ das Licht der Welt. Mit Genugtuung können wir heute auf die verflossenen Jahrgänge zurückblicken, die anerkanntermaßen eine reiche Fülle von Wissensstoff aus allen Gebieten des Lebens neben einem gutgewählten Unterhaltungsstoff enthalten. Eine besondere Pflege erfuhr von Anfang an der vaterländische Gedanke. Mit dem 1. Juni d. J. wird die Zeitschrift das Organ der Vereinigten Stahlwerke A. G., deren Gründung am 7. Mai in Essen erfolgt ist. Wir sind überzeugt, daß der neue größere Wirkungskreis dem „Werk“ die alten Freunde erhält und ihm zahlreiche neue zuführt.

Glück auf!

Messen heißt Sparen

Nach einem Vortrage von Ing. J. Becker, mitgeteilt von der literarischen Abteilung der Siemens & Halske A.-G.

In einem in der Nachkriegszeit viel gelesenen Werke, in Spenglers „Untergang des Abendlandes“, steht der Satz: das Messen sei stets nur eine Angelegenheit der kleinen Geister gewesen. Mit dieser Behauptung vertritt der Autor den Standpunkt, daß für den Fortschritt in der Physik die Intuition, der neue Gedanke alles bedeute, die Kleinarbeit, das messende Verfolgen eines Vorganges dagegen wenig. Die Geschichte der experimentellen Physik wenigstens zeigt jedoch, daß gerade nebensächliche Bemerkungen, die kleinen Unterschiede, die beim messenden Verfolgen einer Erscheinung auftraten, neue Ausblicke gebracht und das Gesichtsfeld wesentlich vergrößert haben. In physikalischen Kreisen ist daher heute die grundlegende Bedeutung des Messens für das Forschungslaboratorium unbestritten. Darüber hinaus bemerken wir auch auf anderen Gebieten eine steigende Bedeutung des Messens: Auf volkswirtschaftlichem und politischem Gebiete sucht man durch statistisches Verfolgen hinter die Gesetze dieser Vorgänge zu kommen.

Auch in manchen Zweigen der Technik, der Schwachstromtechnik beispielsweise, erfreut sich heute bereits das

Messgerät einer umfangreichen Anwendung und hoher Achtung. Insbesondere ist bei den schwachstromtechnischen Verkehrseinrichtungen im Bau und während des Betriebs das fortwährende Überwachen durch Messungen heute etwas ganz selbstverständliches (Abb. 1). Man will hier durch messendes Überwachen dafür sorgen, daß die Betriebssicherheit der Anlagen erhöht wird, und wenn wirklich Störungen auftreten, daß man Art, Lage und Umfang sofort richtig beurteilen kann. In der Energiewirtschaft jedoch, in industriellen Betrieben, beginnt jetzt eben erst das Vordringen des Meßgeräts, und daher ist es erklärlich, daß man über den Wert dieser Erscheinung noch nicht einheitliche Ansichten hat.

Drei verschiedene Ziele verfolgt das betriebliche Messen. Wir können sie am besten am Gange der Dampfkraftwirtschaft aufweisen. Der Wirkungsgrad der Dampfkraftwirtschaft ist infolge der bei den verschiedenen Energieumwandlungen auftretenden Verluste recht gering. Die größten Verluste treten auf den beiden ersten Stufen, Kohle — Dampf und Dampf — mechanische Energie, auf. Diese Verluste hängen jedoch in ihrer Größe z. T.

von der Bedienung und dem Zustand der Betriebseinrichtungen ab. Auf diesen beiden Stufen sucht man durch messendes Überwachen den Wirkungsgrad zu erhöhen. Durch Versuche ist festgestellt worden, daß eine Fernerung, die nach der Anzeige von überwachenden Meßgeräten bedient wird, wesentlich wirtschaftlicher arbeitet als eine andere, die lediglich nach der Erfahrung des Heizers geführt wird. Bei der Umwandlung der mechanischen Energie in elektrische sowie bei der Fernübertragung der elektrischen Energie ist der Wirkungsgrad befriedigend, hier dient die überwachende Betriebsmessung der Betriebssicherheit. Größere Verluste treten erst wieder bei der Umwandlung der elektrischen Energie in die mechanische der Arbeitsmaschinen auf. Hier ist der Zustand und das Arbeiten der Betriebseinrichtungen zu überwachen und die wirtschaftlich günstigste Betriebsorganisation festzustellen. Demnach können wir drei große Gruppen von Betriebsmeßgeräten unterscheiden: Meßgeräte zur Steigerung des Wirkungsgrades mit der Anzeige am Bedienungsstand und der zugehörigen selbsttätigen Registrierung der Anzeige für die Überwachung; Sicherheitsmessungen zur Steigerung der Betriebssicherheit und überwachende energetische Messungen im Verbrauch, die Ersparnisse an Energie und Hinweise auf eine wirtschaftliche Betriebsorganisation gleichzeitig ergeben.

Um einen Überblick über einige der wichtigsten gegenwärtig in der Energiewirtschaft verwendeten Meßeinrichtungen zu erhalten, folgen wir am besten dem Laufe der Energie von ihrer Entstehung bis zu ihrer Verwertung. Vorweg ist zu bemerken, daß die Ziele des betrieblichen Messens um so mehr erreicht werden können, je mehr man dazu übergeht, elektrisch wirkende oder doch wenigstens elektrisch anzeigende Meßgeräte zu verwenden. Denn das elektrische Meßgerät hat gegenüber dem mechanischen oder chemischen wesentliche Vorzüge. Die elektrische Messung ist in ihren Grundzügen meist außerordentlich einfach. Sie bietet die Möglichkeit einer nahezu losen Fernanzeige. Davon kann in doppelter Weise Gebrauch gemacht werden: Das Anzeigegerät läßt sich von

dem eigentlichen Meßvorgang trennen und am Bedienungsstand anbringen, so daß nach seinen Angaben gearbeitet werden kann; das überwachende Registriergerät kann in einer Meßzentrale aufgestellt werden, so daß man eine zentrale Fernüberwachung des ganzen Betriebes erhält.

Im Kesselhaus treffen wir zunächst auf die elektrischen Überwachungsgeräte für die Wärmewirtschaft, Kohlen säuremesser, Kohlenoxydmesser, Thermolemente als Temperaturmesser für die Abgase. Durch die Geber der Kohlen säure- und Kohlenoxydmesser strömen fortwährend Proben der Rauchgase, die hier elektrisch auf ihren Gehalt an Kohlen säure und Kohlenoxyd untersucht werden, so daß man eine laufende Anzeige erhält. Die eigentlichen Meßorgane dieser Geräte werden an der für die Messung günstigsten Stelle angebracht (Abb. 2), die Anzeige geräte am Bedienungsstand, damit sich der Heizer danach richten kann. Neuerdings haben insbesondere die elektrischen Kohlen säure- und Kohlenoxydmesser von Siemens & Halske in dem ganzen Gebiet der Feuerungstechnik Anwendung gefunden (Abb. 3, 4 und 5). Neben der Feuerung werden im Kesselhaus auch die Dampferzeugung und der Dampfverbrauch überwacht.

Zur Messung des Speisewassers benutzt man vielfach Scheibenwassermesser, zur Messung des Dampfes in die Rohre eingebaute Einschnürungsorgane, Venturirohre, Düsen oder Stauscheiben (Abb. 6). Das Meßergebnis kann hier ebenso wie bei der Feuerungsüberwachung in jedem Falle fernangezeigt werden. Elektrische Widerstandsthermometer, die sich bequem in die Rohre einbauen lassen, überwachen die Temperaturen von Wasser und Dampf sowie in besonderer Schaltung das Arbeiten der Kondensationsanlagen.

Im Schaltraum eines modernen Großkraftwerkes (Abb. 7) finden wir naturgemäß eine Anhäufung elektrischer Meßgeräte für Spannung, Strom, Frequenz, Leistung. Mit der Zahl der in der Zentrale notwendigen Meßgeräte wächst auch die Ausdehnung der Schalttafeln, so daß man schließlich vor der Wahl stand, sich auf die aller-



Abb. 1. Messen und Prüfen eines ausgelegten Kabels

notwendigsten Meßgeräte zu beschränken oder die Schaltanlage durch mehrere Personen bedienen zu lassen. Um Platz auf der Schalttafel zu sparen, mußte man versuchen, den Flächenbedarf des Meßinstrumentes auf die für die Skala notwendige Fläche zu beschränken. Das ist mit dem Flachprofilinstrument erreicht. Die Meßwerke sind in ihren Grundzügen die gleichen wie bei den früheren runden Meßgeräten. Geändert ist dagegen die Zeigerbewegung. Durch einen besonderen als Ellipsenlenker bezeichneten Mechanismus wird die drehende Bewegung des Zeigers so beeinflusst, daß sich die rechtwinklig zur Skala hin gebogene Spitze des Zeigers in einer fast geraden Linie bewegt. Die Raumersparnis auf der Schalttafel, die mit Flachprofilinstrumenten erreicht wird, beträgt nahezu 50 v. H. Nebeneinanderliegende Flachprofilinstrumente kann man ferner mit einem Blick übersehen, so daß die Übersichtlichkeit des Schalt-raumes erhöht wird.

Die Geradföhrung des Zeigers durch einen Lenkermeehanismus verwendet man auch bei den sehreibenden Meßgeräten der Starkstromtechnik. Hier ist in den Schreibhebel eine tintegefüllte Feder eingehängt, die die Ausschläge des Meßwerks auf einem durch ein Uhrwerk bewegten Registrierstreifen aufzeichnet. Gleichzeitig trägt der Schreibhebel einen Zeiger, der die Ausschläge auf einer Skala ablesbar anzeigt. Am Ende trägt der Registrierstreifen die Zeitmarken, so daß man ablesen kann, wie sich die Meßgröße mit der Zeit ändert. Durch diese Eigenschaft fallen die sehreibenden Meßgeräte ganz aus dem Rahmen der anzeigenden heraus, sie stehen gewissermaßen eine Stufe höher. Sie werden sich in Zukunft überall dort einbürgern, wo die Überwachung eines Vorganges erforderlich ist, sei es die Überwachung der Leistungsabgabe eines Kraftwerkes, der Stromaufnahme eines Betriebes oder eines Motors, der eine Arbeits-

maschine antreibt (Abb. 8). Abb. 9 zeigt einen Registrierstreifen, der die Stromaufnahme eines Motors einer Bohrmaschine wiedergibt. Es wurden Schraubenlöcher gebohrt. Die ersten vier Kurven zeigen das Bohren ebensovieler Löcher, die zweiten vier kleineren Kurven das Planschneiden der Auflageflächen für die Muttern, und es läßt sich auch die Zeit ablesen, die verfloß, bis ein neues Werkstück aufgespannt wurde, bis rechts die Kurven wieder beginnen.

Die elektrischen und magnetischen Verluste bei der Kraftübertragung sehen sich in Wärme um. Aus Gründen der Betriebssicherheit ist es notwendig, die dadurch bedingte Wärmeentwicklung überall dort zu überwachen, wo sie beim Überschreiten einer gewissen Grenze gefährlich werden kann, in erster Linie in Transformatoren und Schaltern. Neben der Sicherheit gegen Beschädigungen durch Überhizen der Wicklungen bringt die Überwachung der Temperatur eines Transformators auch oft den Vorteil einer Erhöhung der Ausnutzung oder Belastungsfähigkeit bei kurzfristigen Überlastungen oder dann, wenn die Umgebungstemperatur niedriger ist als gewöhnlich. Eine einfache Methode, Transformatoren und Schalter zu

überwachen, besteht darin, die Höhe des Öls zu messen bzw. dafür zu sorgen, daß sie einen bestimmten Gefahrpunkt nicht unbeachtet überschreiten kann. Dafür baut man in diese Geräte sogenannte Gefahrmelder ein, die selbsttätig das Alarmzeichen geben, wenn die Öltemperatur die an den Meldern einstellbare Gefahrpunkt erreicht. Will man nicht nur diese Grenzpunkte, sondern auch die Entwicklung der Öltemperatur beobachten können, so benutzt man eingebaute Widerstandsthermometer, die man mit Hilfe eines Druckknopfschalters nacheinander auf das Anzeigergerät schaltet (Abb. 10). Da die Durchschlagsfestigkeit des Öls in Transformatoren und Schaltern mit der Gebrauchsdauer sinkt

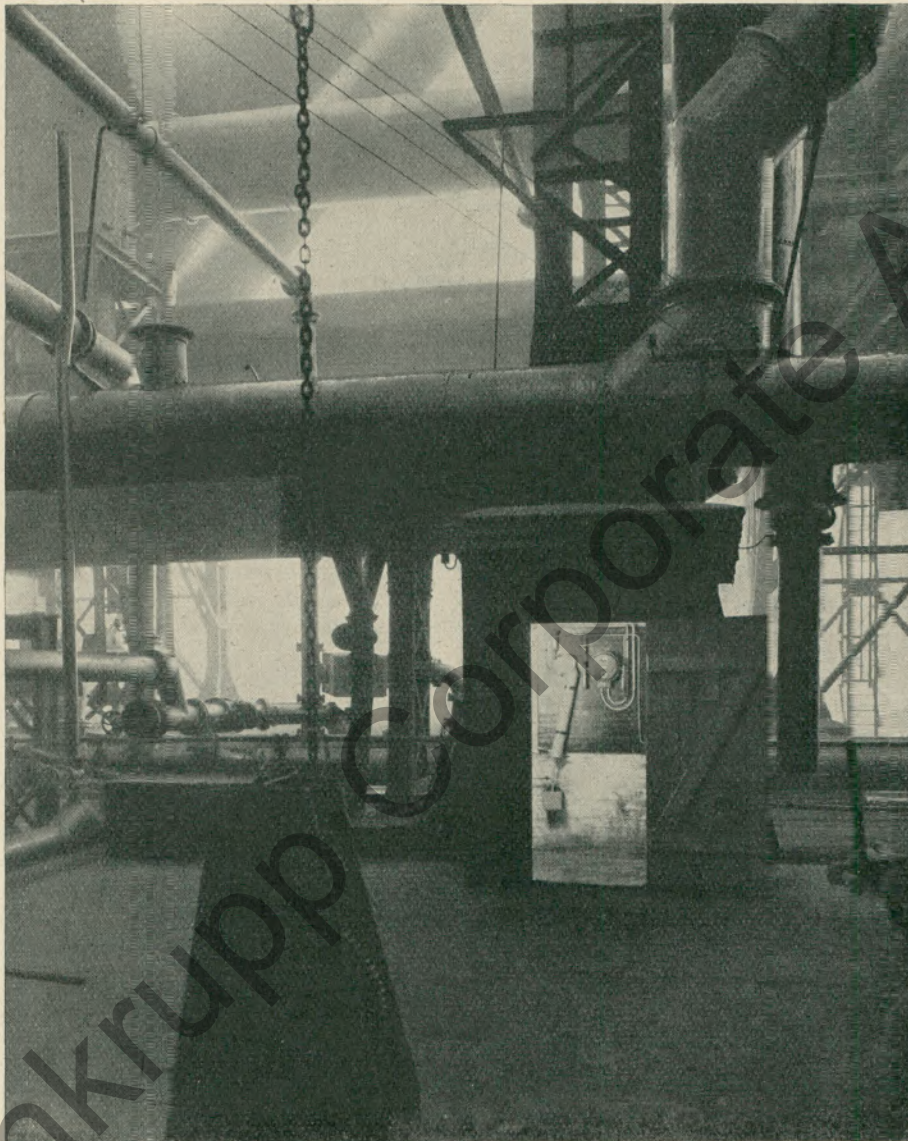


Abb. 2. Geber eines CO₂-Messers in der Gasleitung vom Winderhizer zum Hochofen

und erheblich den Wert unterschreiten kann, den die gegenwärtigen in der Kraftübertragung gebräuchlichen hohen Spannungen verlangen, muß das Öl von Zeit zu Zeit auf seine Durchschlagsfestigkeit geprüft werden. Für die betriebsmäßige Vornahme dieser Prüfungen bauen Siemens & Halske in einer neuen Ölprüfeinrichtung (Abb. 11) einen geeigneten und einfach zu handhabenden Apparat.

Bei den heute in den Kraftwerken gebräuchlichen hohen Spannungen, die bis zu 100 Kilovolt und bis darüber hinaus gehen, kann man die Meßgeräte nicht mehr unmittelbar anschließen. Man benutzt für den Anschluß vielmehr Meßwandler, die die Meßgröße auf eine einer bequemen Messung zugängliche Höhe zurückführen. So wären nicht nur alle Gefahren für den Messenden beseitigt, sondern man kommt auch für die verschiedenen Meßbereiche mit einem Satz Meßgeräte aus. Außerdem wird die Genauigkeit der Messung nicht vermindert, in manchen Fällen sogar erhöht. Überall dort, wo diese Meßwandler hohe Kurzschlußströme bekommen können, führt man sie kurzschlußfest aus (Abb. 12). Bei dem so genannten Stabwandler, der den höchsten Grad der Kurzschlußfestigkeit besitzt, wird die primäre Wicklung ersetzt durch einen Kupferleiter, der durch feuersicheres Repelit isoliert ist. An dem Repelitrohr werden in der Mitte ein und, wenn Überstromrelais und Meßgeräte gleichzeitig angeschlossen werden sollen, zwei Kerne aus Eisenblech angebracht, die die Sekundärwicklungen tragen. Die Eisenkerne sind so bemessen, daß sie schon bei normalen Strömen hoch magnetisch gesättigt sind. Bei weiterem Anwachsen des primären Stromes folgt daher die magnetische Sättigung des Eisens nicht mehr, und der sekundäre Strom bleibt viel schwächer, als nach der primären Stromstärke zu erwarten wäre. Über einen solchen Stromwandler wurde auf dem Prüffeld der Siemens-Schuckertwerke ein Dreh-

strom-Turbogenerator von 60 000 Volt mit 7000 Kilovolt-Amp. Spannungen und 5000 Amp. Normalstrom kurzgeschlossen. Die hierbei auftretenden Spitzenströme betrugen 114 000 Ampere; sie wurden von dem Stromwandler ohne weiteres getragen, und die angeschlossenen Apparate arbeiteten normal.

Der Berechnung der gelieferten Kraft legen die Elektrizitätswerke die Angaben ihrer Zähler zugrunde. Es hat sich gezeigt, daß die Zähler fast in allen Fällen nach längerer Betriebsdauer eine Minderanzeige gegenüber der ursprünglichen Eichung aufweisen. Es ist daher notwendig, sie von Zeit zu Zeit nachzueichen. Dieses Nach-eichen am eingebauten Zähler vorzunehmen ist ein unsicheres und wegen der Energievergeudung auch kostspieliges Verfahren. Der Ort des Zählers eignet sich oft nicht für die Unterbringung und Handhabung der notwendigen Präzisionsgeräte, und durch eingetretene Fehler an den Präzisionsgeräten kann man zu ganz falschen Eichreihen kommen, wenn man diese Fehler nicht rechtzeitig bemerkt. Und da der Zähler ja doch ausgebaut werden muß, wenn sich ein Fehler ergibt, so ist es zweckmäßiger, dies gleich zu tun, die Zähler für die Prüfung auszuwechseln und an ortsfesten Prüfeinrichtungen zu prüfen (Abb. 13).

An den Ankern der elektrischen Motoren können Isolationsfehler auftreten, und zwar können Wicklungen kurzgeschlossen sein (Spulenschluß), oder der Strom kann an der Fehlerstelle in das Anker-eisen übertreten (Körperschluß). Das Auffinden der Fehlerstellen ist, besonders wenn der Fehler noch geringfügig ist oder sich erst ausbildet, oft sehr schwierig und zeitraubend. In den Ankerprüfeinrichtungen (Abb. 14) stehen Einrichtungen zur Verfügung, mit denen man durch Drehen des Ankers in einem starken Magnetfeld und Überprüfen der einzelnen Wicklungen mit Induktionsspule und Telephon ohne Zeitverlust feststellen kann, ob eine Fehlerstelle vorhanden ist und wo sie liegt.

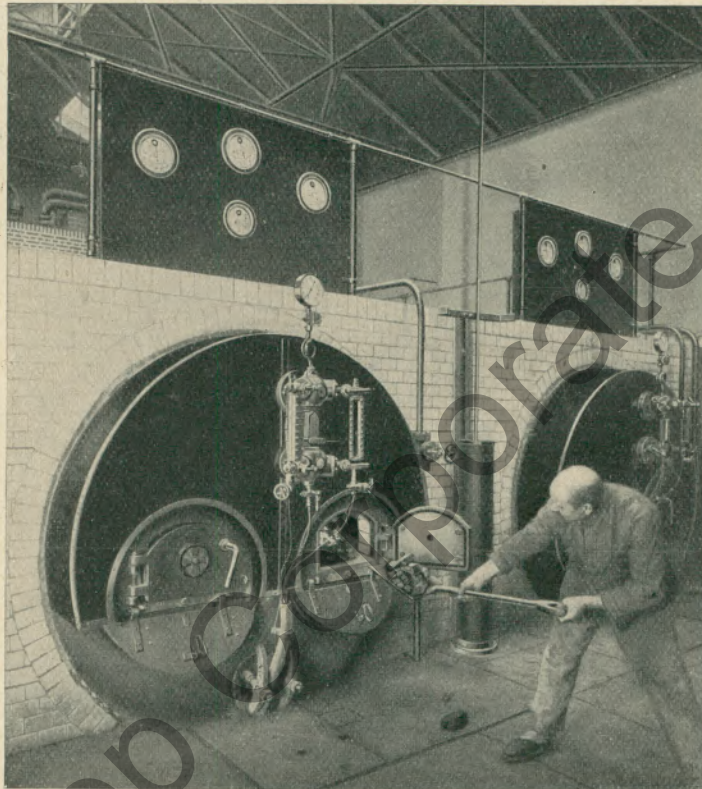


Abb. 3. CO₂-CO- und °C-Anzeigegeräte an der Stirnwand einer Kesselanlage

Deutsch Libertät

Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergift,
Was sie der Reichesehre schuldig ist!
Nichtsnutzig eine deutsche Libertät,
Die prahlerisch in Feindeslager steht!

Geduld! Was langsam reift, das altert spät!
Wann andre welken, werden wir ein Staat.

Geduld! es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einzig Zelt ob allem deutschen Land!
Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Aus „Gutenes letzte Tage“ von Conr. Ferd. Meyer.

Die politischen und sozialen Verhältnisse des städtischen Gewerbes im Mittelalter

Von Dr. Werner Wesselschoeff

Im allgemeinen wird das Mittelalter als ein in sich gleicher und gleichbleibender Zeitabschnitt angesehen, dessen Hauptmerkmal in wirtschaftlicher

Hinsicht die Gebundenheit — in weitestem Sinne — ist. Und dennoch wird das Mittelalter durch eine große, langanhaltende und bedeutungsvolle Umwälzung in zwei höchst ungleiche Abschnitte geteilt, nämlich in eine Zeit fast reiner Bodenvirtschaft und eine Zeit aufblühenden Gewerbes und Handels. Diese Revolution, deren Bedeutung vielleicht größer ist als die aller späteren Umwälzungen, fällt ungefähr in die Zeit von 1150 bis 1300. Seit dieser Zeit können wir eigentlich erst, von Ausnahmen wie Köln, Trier usw. abgesehen, von mittelalterlichen Städten, Gewerbe, Handel und Kolonien sprechen; seit dieser Zeit vollzieht sich die Umwandlung der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Damit zugleich beginnt eine Änderung in der gesamten inneren Verfassung: das Lehnswesen, aufgebaut auf der Belehnung mit Land, zerbröckelt und macht langsam einem Beamtenwesen, aufgebaut auf Geldbesoldung, Platz. In dieser Zeit beginnt also in den Städten sich ein gewerbliches Leben zu rühren. Zwar hatten schon vorher die Fronhöfe, d. h. die großen Wirtschaftsgüter der weltlichen und geistlichen Herren, für ihre Bedürfnisse und sogar darüber hinaus das Handwerk gefördert. Jedoch erst mit der städtischen Entwicklung entfaltete sich auch das Gewerbe zu der Blüte, die bis heute unerreicht geblieben ist.

Die Stadt als Festung irgendeines weltlichen oder geistlichen Herren: das ist meist, abgesehen von Rheinland und Süddeutschland, der Anfang der städtischen und

damit der gewerblichen Entwicklung. Dazu kommt die Förderung, die die Stadt als Marktplatz erfuhr. Mit zunehmender Geldwirtschaft gewann der Marktplatz immer größere Bedeutung und suchte natürlicherweise den Schutz der städtischen Mäuern.

Die Einwohner der Stadt, die Verteidiger der Burg hatten als oberste Pflicht die Verteidigung der Stadt. Es galt nicht nur, feindliche Angriffe abzuwehren, vor allem waren auch die Befestigungsanlagen im Stande zu halten und zu verbessern, so daß es unbedingt nötig war, die Einwohnerschaft zu ordnen. Dies geschah nun in den Zünften. In diesen Zünften wurden die Angehörigen eines Berufszweiges zusammengefaßt, es gab also eine Zunft der Zimmerer, der Bäcker, der Schmiede, der Fleischer usw. Alles gewerbliche Leben spielt sich nun bis spät in die Zeit der Fürstenherrschaft des 17. Jahrhunderts hinein in den Zünften ab: die Zunft ist die Trägerin des handwerklichen Gedankens. Wenn wir daher die



Abb. 4. CO₂-Anzeige-Instrument zur Bestimmung des Kohlenäuregehaltes im Hochofengas am Kommandoplatz eines Hochofens. (Zum Aufsatz auf Seite 97 bis 100)

Verhältnisse des städtischen Gewerbes untersuchen wollen, so untersuchen wir immer die Verhältnisse der Zünfte.

Es wäre aber nun verkehrt, die Zunft nur als ein Geschöpf des Stadtherrn oder der staatlichen Ordnung zu betrachten. Vielmehr haben diese nur eine schon vorhandene Verbindung der Handwerker für ihre Zwecke benutzt. Der Ursprung der Zunft liegt im Religiösen, sie geht auf die Bruderschaften, die Fraternitates, zurück. Diese Bruderschaften verehrten einen bestimmten Schutzheiligen, errichteten gemeinsam einen Altar usw., und es war eigentlich selbstverständlich, daß Angehörige desselben Berufs, desselben Handwerks auch den gleichen Schutzpatron verehrten.

An diesem einen Beispiel religiöser, beruflicher und staatlicher Gedanken und Einrichtungen erfieht man, wie das Leben damals den ganzen Menschen umfaßte, nicht nur einen Teil von ihm, wie es später geschah und wie es deswegen schließlich zu dem Zusammenbruch gekommen ist, aus dem wir uns noch immer nicht herausgearbeitet haben. Eine derartige geschichtliche Betrachtung wie diese hat ja überhaupt nur Wert, wenn daraus die eigene Erkenntnis bereichert wird, aber nun nicht in Hinsicht auf die persönliche Bildung des einzelnen, sondern in Hinsicht auf die Einsicht in die eigenen Fehler und Vorzüge, in die eigene Geistes- und Lebenshaltung, in das, was unserm Volk heute not tut.

Das Mittelalter kannte keine Parteien, kannte nur Stände, und diese Stände waren in sich einheitlich, so daß eine Zersplitterung,

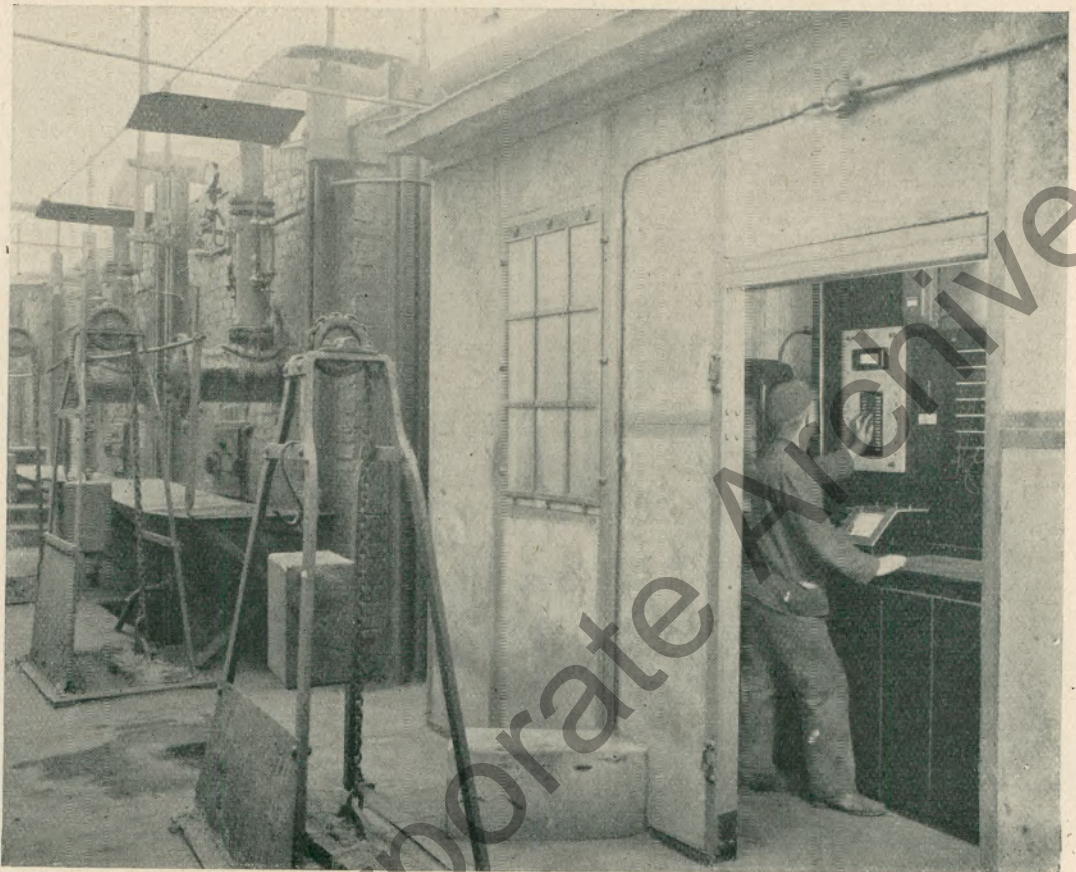


Abb. 5. Temperaturüberwachung der Dampfessel-Anlage eines Hochofenwerkes im Freien. (Zum Artikel auf Seite 97 bis 100)

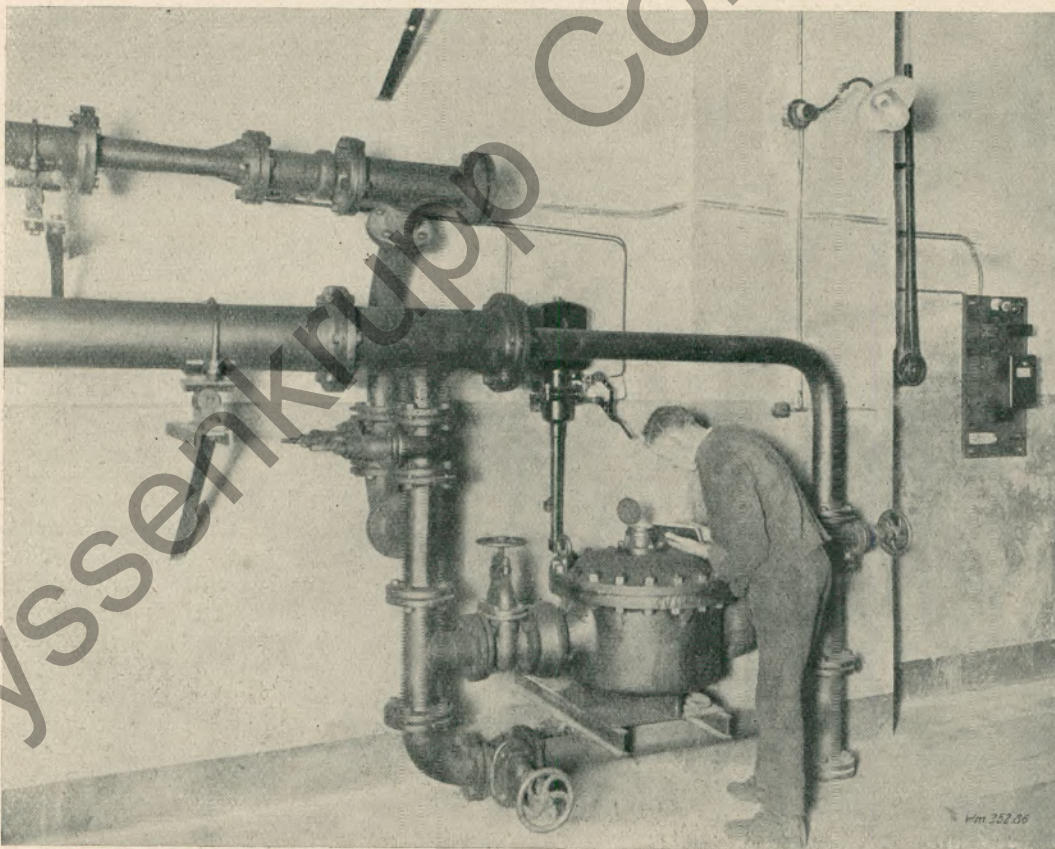


Abb. 6. Venturimeter und Kesselspeise-Scheibenheißwassermesser zur Messung des Speisewasserverbrauches. (Zum Aufsatz auf Seite 97 bis 100)

wie sie in der Gegenwart unser Verderben fördert, ausgeschlossen war. Nur infolge dieser Einheit auf politischem, religiösem und wirtschaftlichem Gebiet war eine solche Blüte auch in der Kunst möglich, wie sie uns Dürer und seine Zeitgenossen beschert haben.

Die Kunst hat nun gemäß ihrer Entstehung verschiedene Zwecke. Neben der Verteidigung der Stadt sind es vor allem wirtschaftliche, religiöse und gesellschaftliche Zwecke, die die Kunst verfolgt. Die Gebundenheit des ganzen Lebens in jener Zeit, von der wir am Eingang schon sprachen, kommt wohl nirgends so deutlich zum Ausdruck wie in den Kunstsakungen. Darin wird die berufliche Arbeit eines jeden, sein ganzes wirtschaftliches Verhalten bis ins einzelne genau festgelegt. Arbeitszeit, Güte der geleisteten Arbeit, Einhaltung der

Feiertage, Höhe des Preises für das gelieferte Erzeugnis, Zahl der Gefellen und Lehrlinge usw., all dies wird mit einer ans Kleinliche grenzenden Genauigkeit durch die Zunft geregelt. Mit der Zeit wurden auch die militärische Ausbildung der Zunftgenossen und die berufliche Ausbildung des Nachwuchses in die Hände der Zunft gelegt.



Abb. 7. Schaltbühne eines Großkraftwerkes
(Zum Aufsatz auf Seite 97 bis 100)

Die Zunftgenossen hatten ferner ein Recht auf Arbeit: die Bürger durften nur bei ihnen kaufen. Dagegen hatte der Kunde Anspruch auf gute Beschaffenheit und einen angemessenen Preis.

Die Zugehörigkeit zu einer Zunft war sehr oft zwangsläufig, jeder, der das betreffende Handwerk ausüben wollte, mußte dieser Zunft angehören: es herrschte dann Zunftzwang. Dadurch wurde es jedem, besonders einem Fremden, unmöglich, in der Stadt, ohne die Zunftmitgliedschaft zu besitzen, seinen Beruf auszuüben. Doch ist dieser Zunftzwang nicht so häufig gewesen, wie man bis vor einiger Zeit noch angenommen hat. Besonders in den kleineren Städten kam es häufig wegen zu geringer Zahl der Gewerbetreibenden überhaupt nicht zur Zunftbildung.

In den Zünften waren nun nicht bloß die auch heute noch als Handwerk bezeichneten Berufe vertreten, sondern auch Apotheker, Künstler, Lehrer und sogar Beamte, die früher allerdings sehr spärlich vorhanden waren. Dies war schon deswegen nötig, um dem einzelnen zu ermöglichen, seine politischen Rechte und Pflichten auszuüben. Wer wählen wollte, wer seiner Militärpflicht nachkommen wollte, der mußte dies als

Mitglied einer Zunft tun. So finden wir die freien Berufe alle in Zünften vereint. Der Handel war gewöhnlich nur als Kleinhandel zunftmäßig zusammengeschlossen, nämlich in Krämerinnungen. Wo der Kleinhandel nicht zusammengeschlossen war, da geschah es aus sozialpolitischen Gründen, um den Armen Gelegenheit zum Lebenserwerb zu geben. Merkwürdig mutet es uns heute an, wenn wir hören, daß sogar die Bettler in Bettlerzünften vereinigt waren. Verständlich wird dies, wenn man weiß, wie groß die Zahl des bettelnden Proletariats, besonders am Ausgang des Mittelalters, war. Da war es die Kirche, die die Armen versorgte und zur besseren Durchführung ihres Werkes auf diese Weise zusammenfaßte. Später löste dann das Unternehmertum die Kirche in ihrer Aufgabe ab, indem es die Armen als Arbeiter in Werkstätten und Fabriken verwandte. Fragt man sich, warum man das nicht schon früher getan habe, so findet man eine Erklärung dafür in den wirtschaftlichen Verhältnissen und in der herrschenden religiösen Anschauung. Die Zunft nahm neue Mitglieder nur unter bestimmten Voraussetzungen auf: regelmäßige Ausbildung, bestimmtes Maß von Können usw.; von der Kirche wurde das Almosengeben als besonders fromm und verdienstvoll empfohlen. Die „guten Werke“ konnte man ja am besten dadurch erweisen, daß man Almosen gab, und so lag es ganz im Interesse der Bevölkerung, wenn immer eine gewisse Anzahl Almosenbedürftiger vorhanden war.

Mit zunehmendem Wohlstand und wachsender Kraft der Zünfte lag es nahe, ihre amtlichen Versammlungen, ihre „Morgensprachen“, ihre Festlichkeiten wie überhaupt

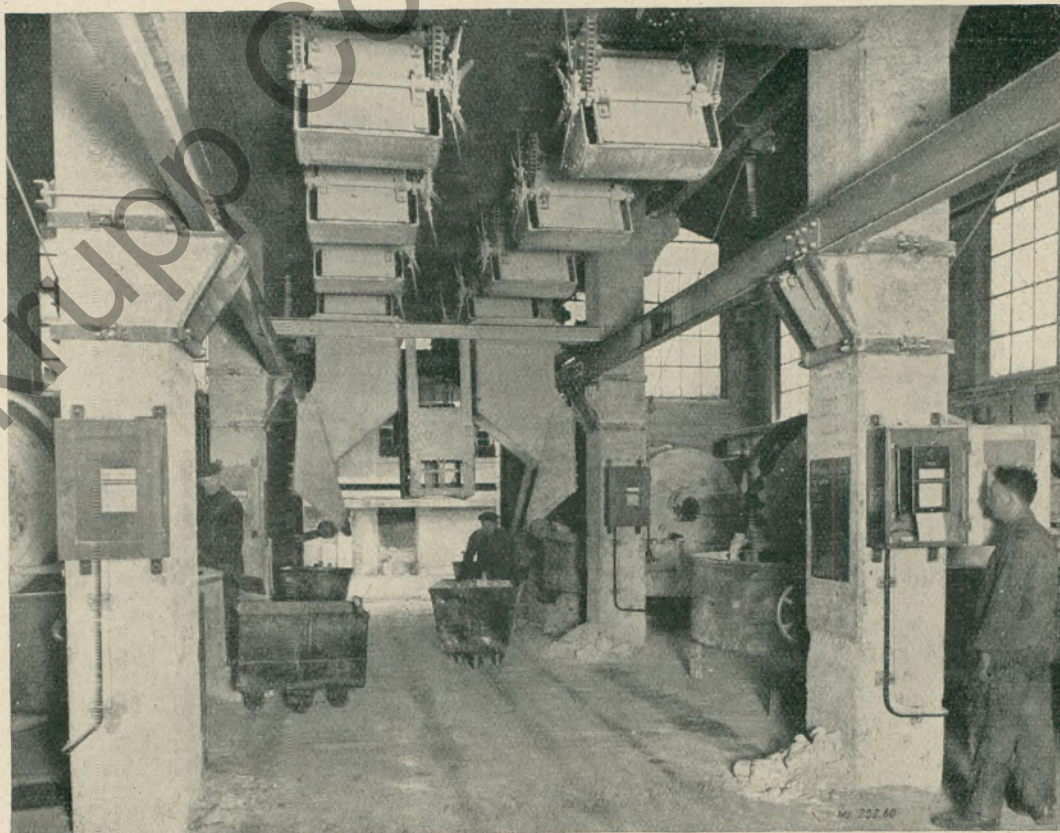


Abb. 8. Registrierapparate zur Überwachung der Motoren eines Mahlwerkes
(Zum Aufsatz auf Seite 97 bis 100)

die Geselligkeit in eigenen Räumlichkeiten zu pflegen. Dienten früher als Versammlungsort Kirchen, Kirchhöfe und zuweilen auch Wirtshäuser — doch wurden diese aus leicht erklärlichen Gründen nach Möglichkeit nicht benutzt, so ging man nun dazu über, sich eigene Zunfthäuser zu bauen. Diese wurden, wie die öffentlichen Gebäude jener Zeit, äußerlich und innerlich schön ausgestattet und bildeten häufig eine Zierde der Stadt. Dabei stand das Haus nur den Zunftangehörigen offen, eine Benutzung als öffentliches Wirtshaus war streng verboten. Auch die Ordnung innerhalb des Hauses war streng, und es wurde sehr darauf geachtet, daß die abendlichen Zusammenkünfte nicht zu wüsten Trinkgelagen oder Raufereien ausarteten. Der Wein, der verschenkt wurde, mußte häufig sogar erst beim Weinrenten geholt werden: man wollte eben um jeden Preis den Charakter eines Wirtshauses vermeiden.

Hatten die Zünfte innerhalb ihres eigenen Bereichs viele Aufgaben zu erfüllen, so fast noch mehr nach außen hin. Nicht nur die militärischen Arbeiten und Dienste, besonders auch die Steuern und gewerblichen Dienstleistungen für den Stadtherrn oder den Stadtrat wurden mit der Zeit drückender, als die Handwerker billigerweise ertragen konnten. Bis um 1300 hatten die Handwerker oder ihre Vertretungen, die Zünfte, keinen Platz im Stadtrat. Dort saßen nur der eingefessene Adel und

das Kaufmannspatriziat. Wie es in der Geschichte immer geht, so mußte sich auch hier dieser Stadttadel, häufig in Verbindung mit dem oberen Klerus, Rechte und Vorrechte an, die mit seiner eigentlichen Aufgabe als Verwalter der städtischen Geschichte nicht vereinbar waren. Dazu kamen dann noch die Kämpfe der Adelsgruppen untereinander, die mit Erbitterung und unter schweren Opfern meist auf dem Rücken des Handwerks ausgetragen wurden. Hatte der Stadttadel, wie es oft der Fall war, mit Hilfe der städtischen Handwerker die

Stadt von dem ursprünglichen Stadtherrn unabhängig und zur freien Reichsstadt gemacht, so wollten die Patrizier nun allein die Früchte ernten. Daß solche Zustände der immer selbstbewußter und stärker werdende Handwerkerstand nicht auf die Dauer ertragen konnte, war klar. Und so kam es im 14. Jahrhundert in fast

allen Orten zum Kampf der Zünfte gegen den Stadttadel. Ziel dieses Kampfes war für die Zunft: Einfluß auf die Stadtverwaltung. Und fast überall zogen als Ergebnis dieses Kampfes die Zünfte in den Stadtrat ein. Diese demokratische Bewegung hatte ihr Seitenstück auf dem Lande, wo sich die Hörigen gegen ihre Grundherren auflehnten. Es war aber nun nicht so, daß die Zünfte nach ihrem Siege allein den Stadtrat bildeten, vielmehr wurde ein Kompromiß geschlossen: Ritter, Bürger und Zünfte bildeten von jetzt ab gemeinsam den Rat, und damit war die wirkliche Stellung des Handwerks als

Hauptstütze der Stadt auch rechtlich gesichert. Anerkannt werden muß besonders, wie maßvoll die Zünfte ihre neue Macht gebrauchten, wie sie nie mit der Tradition brachen, wo es nicht unbedingt nötig war. Daß sich später doch die Adelskämpfe wiederholten, daß ehrgeizige Zunftmeister sich neue Vorrechte anmaßten, daß die Zunft selbst eine Cliquenwirtschaft ausbildete, daß sie in sattem Spießbürgertum sogar die Kunst abtötete, das soll zwar nicht verschwiegen werden, doch soll es auch nicht das Verdienst der Zünfte um die Stadtverwaltung schmälern.

Die ganze Zunftbewegung wird natürlich getragen von Ideen, wie ja jeder Vorgang in der Geschichte seinen geistigen Hintergrund hat. Wenn man den Inhalt der Ideen und Anschauungen, die dem älteren Zunftwesen

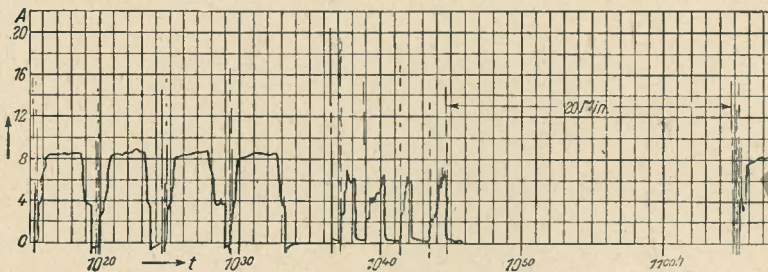


Abb. 9. Leistungsdiagramm des Motors einer Bohrmaschine
(Zum Aufsatz auf Seite 97 bis 100)



Abb. 10. Temperaturüberwachung von Transformatoren
(Zum Aufsatz auf Seite 97 bis 100)

zugrunde lagen, schlagwortartig in einem Ausdruck zusammenfassen will, so spricht man von der „Idee des Amtes“. Das will sagen, daß die Angehörigen der Zunft ihren Beruf, ihr Schmiede-, Bäcker-, Böttcherhandwerk usw., als ein Amt ansahen, das sie zu verwalten hatten, über dessen rechtmäßige Ausübung sie die Verantwortung zu tragen hatten. Es hängt dies zusammen mit der ursprünglichen Bedeutung der Stadt als Festung. Jeder einzelne der Festungsbesatzung hatte natürlich eine bestimmte Aufgabe zu verrichten, und von dem tadellosen ineinandergreifen aller Verteidigungsmittel hing das Wohl und Wehe der Stadt in kriegerischen Zeiten ab. Und daß alles in Ordnung war, dafür hatte die Zunft Sorge zu tragen. Der Amtscharakter kommt in vielen Einrichtungen und Rechten zum Ausdruck: Es gab für den einzelnen keinen Streik, jeder Handwerker mußte jeden bedienen, der an ihn mit einem Auftrag herantrat. Unter den Berufsgenossen selbst bestand eine weitgehende Bindung. So gab es z. B. ein Teilrecht. Danach mußte jeder Handwerker über den Einkauf von Rohstoffen der Zunft Mitteilung machen und seinen Genossen auf deren Verlangen eine Beteiligung an der eingekauften Ware gewähren. Ferner mußten z. B. Bäcker und Mehger immer Waren vorrätig haben. Es entwickelte sich der Schauzwang, der, zuerst von der Zunft selbst ausgeübt, später öffentlich-rechtlichen Charakter annahm. Wer etwas verkaufen wollte, mußte den betreffenden Gegenstand öffentlich zur Schau stellen und prüfen lassen hinsichtlich seiner Beschaffenheit. Es lag ja auch im Interesse der Stadt als Marktplatz, daß die dort verkauften Waren in gutem Rufe standen. Zur besseren Prüfung der Waren wurden die Schausteller eines Gewerbebezuges zusammengehalten: auf dem Markte oder in bestimmten Straßen. Noch heute kann man auf den Märkten beobachten, daß sich die Stände eines Berufszweiges, z. B. der Mehger, beieinander befinden. Auch die Bezeichnung von Straßen, wie z. B. Bäckerstraße, deutet auf diesen alten Schauzwang hin. Vertieft wurde der Genossenschaftsgedanke noch durch gemeinsame Verkaufshäuser. Diese wurden später städtisch, weil die Steuer, die auf den Waren lag, die sogenannte Altkise, besser eingetrieben werden konnte, wenn die Waren sämtlich in einem Gebäude untergebracht waren.

Diese ganze Auffassung des Berufs als Amt ist natürlich nicht allein aus dem Festungscharakter der Stadt zu erklären. Hinzu kommt der Einfluß der Kirche, die das Leben, auch das berufliche, unter großen allgemeinen Leitgedanken betrachtete. Der

Beruf sollte nicht dazu dienen, möglichst schnell möglichst reich zu machen, sondern sollte den Menschen nur das geben, dessen man zu einem einfachen Leben bedurfte. Der Überfluß gehörte Gott, der Kirche, nicht dem einzelnen.

Hier tritt neben die Idee des Amtes die „Idee der Nahrung“ — jeder soll so viel verdienen, wie er selbst als Christenmensch verbrauchen kann. Die Idee der Nahrung ist nicht so alt wie die Idee des Amtes, doch verbinden sich beide sehr oft, und es ist dann schwer zu sagen, welche von beiden überwiegt. Die Idee der Nahrung entwickelt sich besonders, seitdem sich auch der Charakter der Städte ändert. Mit der fortschreitenden Technik der militärischen Waffen behalten nur noch wenige Städte ihren Festungscharakter, viele hundert werden als militärische Stützpunkte fallen gelassen; nur die Mauern werden zur besseren Erfassung der Altkise beibehalten. Damit werden auch viele Einrichtungen der Zünfte zur Verteidigung der Stadt überflüssig, und der einzelne wird dadurch weniger gebunden — ihm fehlt die amtliche Aufgabe. Einen weiteren Grund für das Zurücktreten der Idee des Amtes gegenüber der Idee der Nahrung ist auch der zunehmende Wettbewerb der Handwerker untereinander. Die Zunft wacht nun schärfer darüber, daß

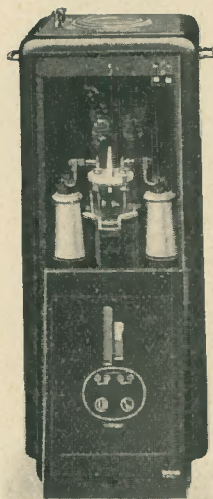


Abb. 11
Einrichtung zum
Prüfen von
Transformatorölen
weniger gebunden — ihm fehlt die amtliche Aufgabe. Einen weiteren Grund für das Zurücktreten der Idee des Amtes gegenüber der Idee der Nahrung ist auch der zunehmende Wettbewerb der Handwerker untereinander. Die Zunft wacht nun schärfer darüber, daß

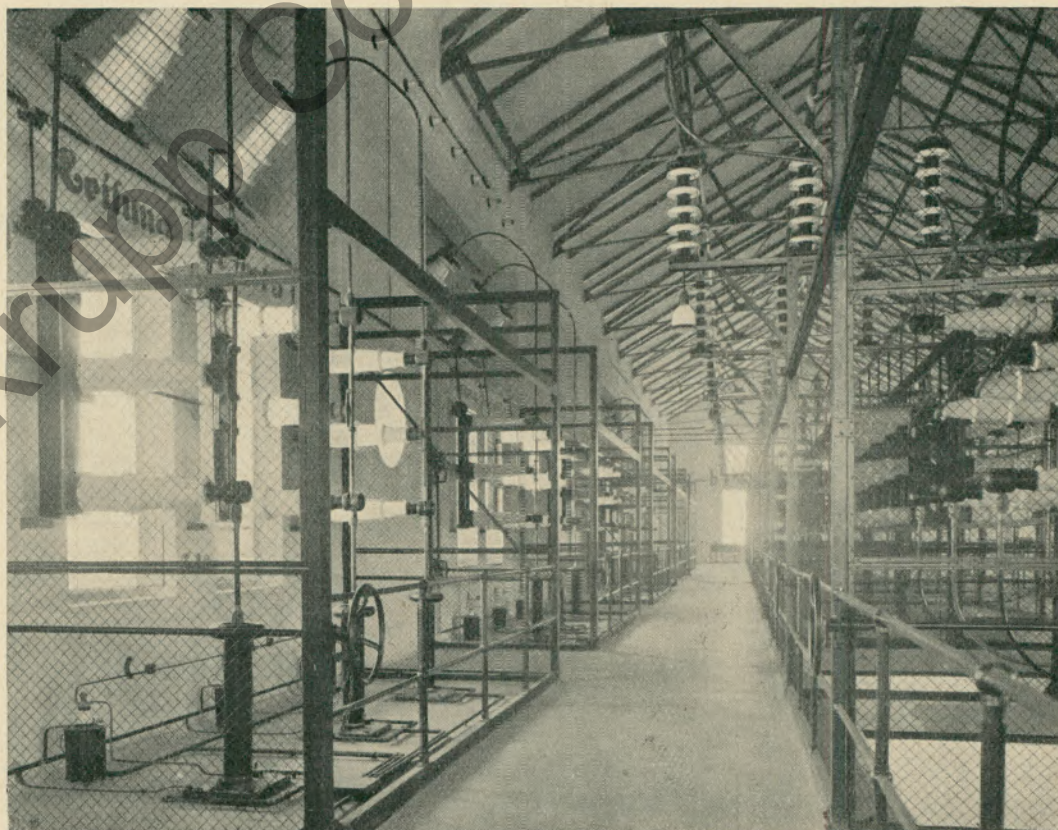


Abb. 12. Strom- und Spannungswandler in einem Umspannwerk
(Zum Aufschluß auf Seite 97 bis 100)

jeder nicht mehr als angemessen verdiene, daß niemand im Überfluß lebe, solange noch ein anderer darbe.

Kennzeichnend für die gesamten Verhältnisse des Gewerbes ist der besonders von dem großen Kirchenlehrer Thomas von Aquino ausgeprägte Begriff des „gerechten Preises“. Die ethisch-religiöse Durchdringung des Wirtschaftslebens forderte eine entsprechende Gerechtigkeit im Tauschverkehr. Gerecht ist nach damaliger christlicher Anschauung ein Tausch, wenn dabei Gleiches gegen Gleiches getauscht wird. Der für ein Gut bezahlte Preis ist gerecht, wenn er dem Werte des Gutes entspricht, und dieser Wert wird seinerseits bestimmt durch die Brauchbarkeit und Seltenheit des Gutes. Nun ist's natürlich schwer, zwei Güter daraufhin genau miteinander zu vergleichen, besonders wenn die Bedürfnisse der beiden Tauschenden verschieden sind. Da half man sich nun mit der Annahme, daß es „normale Bedürfnisse“ gäbe, die jedermann in gleichem Maße hätte. Mit Hilfe dieser Annahme von normalen Bedürfnissen war es nun nicht schwer, den Preis der Güter zu bestimmen. In Anbetracht der Gefahren des Reichtums wie der Armut mußte der Preis sich so stellen, daß der einzelne dabei sein „standesgemäßes Auskommen“ fand. Mit der Arbeit als Grundlage einer christlichen Wirtschaft ergab sich als gerechter Preis einer erzeugten Ware: Herstellungskosten zuzüglich eines Gewinnes, der die standesgemäße Nahrung sicherte. Mit dieser Bestimmung des Preises nach den Kosten erhielt der Preis etwas völlig Sachliches, er wird vom Menschen unabhängig.

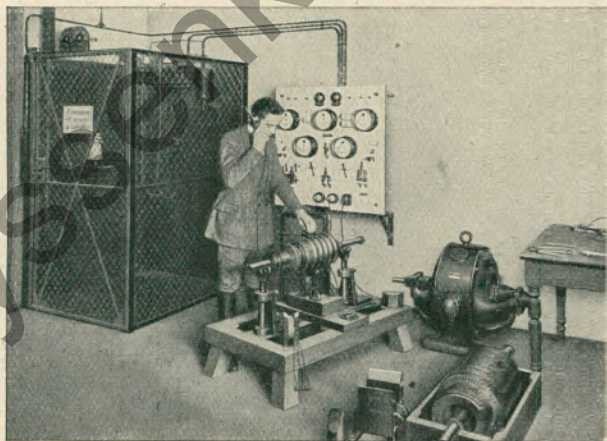


Abb. 14. Ankerprüfeinrichtung
(Zum Aufsatz auf Seite 97 bis 100)

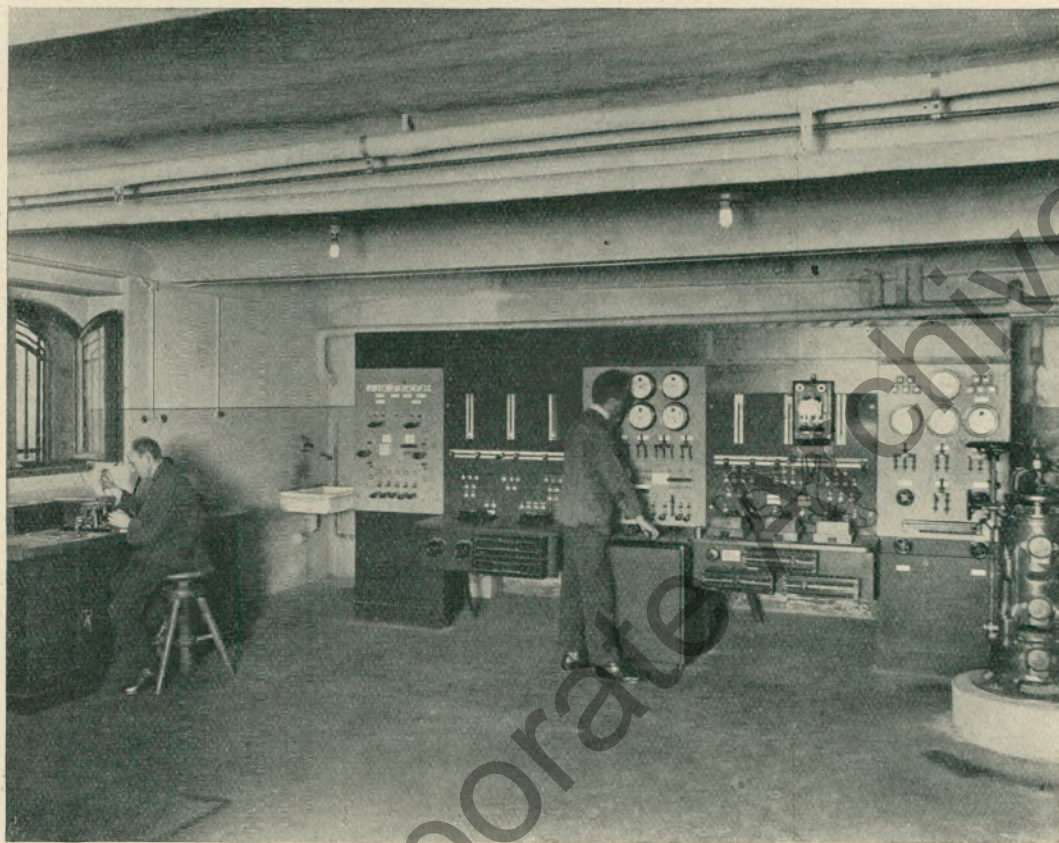


Abb. 13. Zählerprüfeinrichtung in einer Zählerreparaturwerkstatt
(Zum Aufsatz auf Seite 97 bis 100)

Infolge der Gebundenheit des Wirtschaftslebens waren die Herstellungskosten der Gegenstände fast überall gleich, und so lag nichts näher, als den Verkauf der Güter durch Preistaxen zu regeln. Es gab, genau wie bei uns im Kriege, Preistafeln mit Höchst- und Mindestpreisen, und besonders die lebenswichtigen Nahrungsmittel unterlagen diesen Preisregulierungen. Die Mindestpreise sollten vor allem einen unlauteren Wettbewerb verhüten. Als man die Preistaxen schließlich auf alle Waren anwenden wollte, und auch Löhne und Gehälter durch sie festlegen wollte, erwies sich diese Methode — ähnlich wie wir es auch erlebt haben — als unhaltbar. Daß diese Preispolitik überhaupt möglich war, lag eben an der Begrenztheit der Wirtschaftsweise. Die Produktion war zur Hauptsache Kundenproduktion, d. h. jeder arbeitete nur auf Bestellung, zudem standen Handwerker und Kunde meist noch in freundschaftlichem Verhältnis zueinander. Die Zunft überwachte die Beschaffenheit der Arbeit und verhinderte ein Über- oder Unterbieten des normalen Preises.

War nun die Idee des gerechten Preises immer noch das Zeichen eines in sich gesunden gewerblichen Lebens, einer gesunden Kraft der Zünfte, so wurde dies anders, als seit dem 15. Jahrhundert die Lage des Handwerks infolge der wachsenden Zahl der Bevölkerung und der zunehmenden Entwicklung zum Großbetrieb schwieriger wurde. Die Idee der Nahrung wurde nun nicht mehr von Amts wegen und als Ausfluß einer christlichen Lebensauffassung vertreten, sondern sollte nur zur Gleichmachung der einzelnen dienen. Während früher jeder, der sein Handwerk ordentlich gelernt hatte, Meister werden konnte, wurde nun die Zahl der Meister innerhalb der Zunft beschränkt, so daß nur eine begrenzte Zahl

von Gesellen Aussicht hatte, einstmals Meister zu werden. Nur die lebenswichtigen Gewerbe, wie die der Bäcker und Fleischer, unterlagen der Schließung nicht, weil hier die Stadt eingriff, um ein allgemeines Unheil zu verhüten. Je schwerer die Zeiten wurden, je schwieriger es der einzelne hatte, durchzukommen, desto ungerechter wurden die Maßnahmen, die die Zünfte trafen, um ihren Mitgliedern ein standesgemäßes Auskommen zu sichern. Man schränkt die Betriebe künstlich ein. Der Meister darf nur eine bestimmte Zahl von Gesellen halten, meist zwei und meist nur einen Lehrlingen. Es wird streng darauf geachtet, daß die Sonntagsruhe von allen genau eingehalten wird. Ja, es wurden sogar neue Feiertage erzwungen. Um die Aufträge der Kunden möglichst zu verteilen, wird es verboten, andere für sich arbeiten zu lassen (Bekämpfung des später doch entstandenen Verlagsystems). Die Anwendung von Maschinen wird entweder gänzlich untersagt oder wenigstens die Anzahl vorgeschrieben, die man verwenden darf. Reklame wird überhaupt nicht oder nur sehr beschränkt zugelassen. Verboten ist die Errichtung von Filialen; dieses Verbot hat sich sogar bis ins 18. Jahrhundert gehalten. Die Produktionsmengen werden vorgeschrieben; jedermann darf nur ein Gewerbe treiben. Lassen sich diese Maßnahmen noch rechtfertigen, so erweisen sich die Maßnahmen gegen die Gesellen als um so ungerechter. Waren die Gesellen früher freiwillig auf Wanderschaft gegangen, um ihre Ausbildung zu vervollkommen, so wird im 16. Jahrhundert der Wanderzwang für sie eingeführt, nur um sie möglichst lange der Heimat fernzuhalten und die Zahl der Mitbewerber klein zu halten. Auch werden jetzt die Gesellenstücke absichtlich schwieriger und kostspieliger gestaltet, oft wird die Ausführung der Stücke in wertvollem Rohstoff gefordert. Die Lehrzeit wird verlängert und den Nachwuchs sucht man aus der Stadt zu entfernen. Hatte ein Geselle wirklich die Prüfung bestanden, so waren noch kostspielige Schmausereien die Bedingung für den Eintritt in die Zunft.

Eine große Rolle spielte im ganzen Mittelalter der Begriff der „Unehelichkeit“ eines Gewerbes. Diesen Begriff suchte man nun auszudehnen. Es galten als unehelich z. B. Schauspieler, Schinder, Henker, Spielleute, Hausierer, insbesondere — weil dabei ein Betrug leicht möglich war — die Gewerbe der persönlichen Dienstleistungen, wie z. B. die Barbierere. Auch die Lohnwerker, d. h. diejenigen Handwerker, die im eigenen Hause fremde Rohstoffe verarbeiten, wie z. B. der Müller und der Leineweber, wurden als unehelich angesehen, da auch sie den Kunden leicht betrügen konnten. Die Unehelichkeit, die im Mittelalter weit häufiger war als heute und auch nicht so anstößig war, wurde nun ebenfalls nach dem Vorbild des Adels als Grund für die Unehelichkeitserklärung herangezogen. Ausländer, besonders Slawen, Franzosen — diese vor allem im Rheinland — und Juden wurden gleichfalls als unehelich erklärt. Dies alles tat man häufig nur, um die Übersetzung der Berufe zu verhindern, um einen unliebsamen Wettbewerb zu unterdrücken. Sogar das Allerpersönlichste, die Ehe, wurde von der Zunft benutzt, um dem notleidenden Stande aufzuhelfen. So wurden Witwen, die von der Zunft versorgt werden mußten, wieder an Meister verheiratet. Den eigenen Söhnen räumte man ungebührliche Vorteile vor andern jungen Leuten ein, so daß schließlich die ganze Zunft eine große Rote bildete, deren Glieder untereinander zum großen Teil versippt und verschwägert waren.

So wurde aus der ehemals so ehrlichen und leistungsstarken Zunft Herrschaft eine Günstlings- und Klüngelwirtschaft schlimmster Art. Und wenn man heute in abfälligem Sinne von zünftlerischem Geist usw. spricht, so meint man damit dieses entartete, in kleinlichen Beschränkungen verhärtete und unfruchtbar gewordene Zünftler-tum.

Diese ungerechten Maßnahmen der Zünfte mußte die Arbeitnehmer, die Gesellen, natürlich zu Gegenmaßnahmen zwingen. Die Zeiten, wo der Geselle ein Glied der Familie war, an dem der Meister sozusagen Vaterstelle vertrat und eine strenge, aber gerechte und auch geduldete Zucht übte, wo der Geselle sich immer als Anwärter auf die Meisterstelle fühlte und auch fühlen durfte, diese Zeiten waren endgültig vorbei. Die Meister zogen aus ihren Gesellen wohl Nutzen, aber der blieb auf ihrer Seite ohne Gegenleistung. So bildeten sich denn seit dem 14. Jahrhundert in größerem Maße Gesellenverbände, die mehr oder weniger offen eine Kampfstellung gegen die Meister einnahmen. Meist waren es die alten Bruderschaften der Gesellen, die sich aus einer rein religiös eingestellten Genossenschaft mit gemeinschaftlicher Heiligenverehrung, Hilfe für notleidende Gesellen, Unterstützung der Gesellen in der Fremde, zu wirtschaftspolitischen Gewerkschaften entwickelten. Manchmal wurde auch ein rein weltlicher Verband mit dem einzigen Ziel der Vertretung der Geselleninteressen neu gegründet.

Dieselben Fragen, die heute die Arbeitnehmerverbände und die Sozialpolitik beschäftigen, standen auch schon damals im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens: Arbeitszeit, Arbeitslohn und Arbeitsvermittlung. Im Mittelpunkt der Arbeitszeitfrage stand der blaue Montag, der sich im 15. Jahrhundert auch fast allgemein durchgesetzt hat. Um dies zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Arbeitszeit im 14. Jahrhundert häufig 14 bis 16 Stunden am Tage betrug, so daß die Forderung der Gesellen gegenüber der willkürlichen Festsetzung der Arbeitszeit seitens der Meister wohl berechtigt war.

Was die Lohnverhältnisse betrifft, so hatten hierin ähnlich wie bei der Festsetzung der Arbeitszeit die Meister anfänglich willkürlich geschaltet. Das war aber nur erträglich in der Zeit, als noch das alte patriarchalische Verhältnis zwischen Meister und Gesellen bestand. Mit der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage des Gewerbes mußte es zu scharfen Lohnkämpfen kommen. Ohne die zähe Arbeit der Gesellenverbände wäre es den Gesellen auch nicht geglückt, sich aus ihrer schlimmen Lage zu befreien, denn die Meister hielten starr an ihren Vorrechten fest. Wie zäh sie daran festhielten, zeigt das Beispiel der Webermeister von Speier, die 1351 allen Ernstes glaubten, den Lohn für alle Ewigkeit festsetzen zu können. Bemerkenswert ist auch, daß die Weberknechte die ersten waren, die in den Lohnkampf eintraten — bemerkenswert deswegen, weil einige Jahrhunderte später es wieder die Weber waren, die als erste Auseinandersetzungen mit dem Kapitalismus hatten, wie es uns Gerhart Hauptmann in seinen „Webern“ geschildert hat.

Große Bedeutung kam auch der Arbeitsvermittlung zu. Diese vollzog sich in der Herberge. Dies war der Ort, wo die Gesellen auf ihren Wanderungen Unterkunft, Verpflegung und Rat erhielten, von wo sie auch einen Beirpfennig mit auf den Weg bekamen. In der Herberge wurden die guten Stellen bekannt und gelobt, die schlechten aber in Verruf gebracht. Hier empfing man

auch die Weisungen der Verbände im Kampf gegen unredliche Gesellen oder mißliebige Meister. Man arbeitete mit dem Streik ebenso wie mit der Verrufserklärung und dem Boykott, und nicht selten kam es vor, daß über ganze Städte der Boykott verhängt wurde.

Die Mitglieder des Gesellenverbandes wurden scharf in Zucht gehalten, und Übertretungen der Satzungen wurden schwer geahndet. In heißem Kampfe hatte man eine gewisse Gerichtsbarkeit über die Verbandsgenossen erkämpft, und so geringfügig diese auch erscheinen mag, so übte man durch sie doch einen mächtigen Einfluß auf die Gesellen aus, auch trug sie wesentlich zur Bildung der Standesehre und des Korpsgeistes bei. Der gesellschaftliche Mittelpunkt des Verbandes war die Herberge, auch Werte genannt. Hier wurden nicht nur die Wanderburschen verpflegt, hier wurde gefeiert, Rat und Gericht gehalten. Hier vollzog sich das bekannte Zeremoniell beim Eintritt des Lehrlings in den Gesellenstand. Hier wurden auch all die seltsamen, oft recht derben Gebräuche dieser fahrenden Gesellen eingedrillt und gepflogen.

Die Gesellenverbände wären nun nicht zu solcher Bedeutung gelangt, wenn sie sich auf lokale Einwirkung beschränkt hätten. Die Wanderungen brachten es aber mit sich und ermöglichten auch erst, daß sich die lokalen Verbände — immer die eines bestimmten Berufszweiges — zu einem immer inniger werdenden Verbands-

kartell zusammenschlossen. Die interlokalen Verbände erstreckten sich oft durch zahlreiche Länder und machten die Kampfmittel, z. B. den Boykott, zu einer sehr gefürchteten Waffe. Die Bemühungen der Städte und Zünfte, die Verbände zu sprengen, wurden von diesen unter manchen Opfern mit eiserner Zucht vereitelt.

So sehen wir, wie scheinbar ganz moderne Bewegungen schon vor einem halben Jahrtausend, wenn auch in kleinerem Maßstabe, entstanden sind. Allerdings waren die Verbände nie antichristlich oder antinational, und auch eine pazifistische Gesinnung konnte man ihnen nicht nachsagen, trugen doch die Altgesellen vielfach mit Stolz den Degen.

Überblicken wir das Gesamtbild jener Zeiten, so sehen wir, wie hier auf einem begrenzten Gebiet dieselben Gesetze walten, wie sie in der allgemeinen Geschichte des Volkes im großen wirken. Aufblühen — Stillstand — und Vergehen. Ob das zu verhindern war, kann niemand sagen; vielleicht kamen die wirtschaftlichen Neuerungen, der starke Wettbewerb zu plötzlich und zu heftig, als daß man ihrer Herr werden konnte. Wenn es aber zu verhindern war, dann nicht durch starres Festhalten am Gewordenen, durch einen falschen Konservatismus, wie ihn die Zunft vergeblich getrieben hat, sondern nur durch ein ständiges Verarbeiten und Anpassen des Neuen im Organismus des ganzen wirtschaftlichen und sozialen Lebens.

Der Streit um Bessmer

Von Herbert Diekmann, Düsseldorf-Grafenberg

Das Zeitalter des Flußeisens, des jüngsten Abschnittes in der Geschichte der Eisentechnik, wurde durch die Erfindung des Engländers Henry Bessmer (1831 bis 1898) begründet. Sein Verfahren besteht in der Entkohlung des Roheisens durch eingepreßte Luftströme und erregte bei seinem Bekanntwerden mit Recht die Aufmerksamkeit der Fachleute, weil die Menge Roheisen, die ein Puddelofen in 24 Stunden in schmelzbares Eisen umzuwandeln in der Lage war, nach dem Bessmer-Verfahren in etwa 20 Minuten gestrichen werden konnte. Wenn es auch der Arbeit mehrerer Jahre und der Mitwirkung tatkräftiger Hüttenleute bedurfte, die Erfindung Bessmers von ihren Kinderkrankheiten zu befreien, so hat doch die Folgezeit den Beweis erbracht, daß der Gedanke des Erfinders richtig und ausführbar war.

Um so mehr muß es befremden, daß in neuester Zeit in Amerika wieder einmal versucht wird, Bessmer den Rang, den er bisher in der Geschichte des Eisens einnahm, streitig zu machen und die Verdienste um die Erfindung und Ausgestaltung des Windfrischverfahrens einem Amerikaner namens William Kelly zuzuschreiben. Im nachstehenden soll versucht werden, klarzustellen, ob und inwieweit die Ansprüche Kellys, die in einem Buche von John Newton Boucher¹ näher erläutert werden, berechtigt sind.

Wir erfahren nach Bouchers Mitteilung über Kelly und seine Erfindung folgendes: William Kelly wurde in Pittsburg im Jahre 1811 geboren und besuchte die Universität in seiner Vaterstadt, wo er sich viel mit Chemie und Hüttenkunde beschäftigte. 1846 kaufte er mit seinem Bruder ein kleines Hüttenwerk bei Eddyville (Kentucky).

¹ William Kelly: A true history of the so-called Bessemer process. Greensburg 1924.

Als sich Brennstoffmangel bemerkbar machte, begann Kelly im Jahre 1847 mit Versuchen, Roheisen durch Einblasen von Luft zu frischen. Seine Versuche waren erfolgreich, und bald konnte er brauchbaren Stahl (!) erzeugen. Eines Tages kamen zwei Engländer zu ihm, die sich für das „pneumatische Verfahren“ interessierten. Offenherzig wie William Kelly war, zeigte er ihnen seine Einrichtungen, zumal da die Engländer anscheinend Fachleute waren und ihn ermutigten, sein Verfahren auszubauen, während Kellys Bekannte und Freunde seine Bestrebungen bislang nicht ernst genommen hatten. Nach einiger Zeit verschwanden die Engländer eines Nachts, und Kelly hörte nichts mehr von ihnen, bis er erfuhr, daß Henry Bessmer am 11. November 1856 in Amerika ein Patent auf seine Erfindung erhalten hatte. Kelly machte sofort seine Ansprüche geltend. Das amerikanische Patentamt entschied zu seinen Gunsten, d. h. das Patent wurde ihm zugesprochen, während Bessmer nur den Schutz für seine kippbare Birne (Konverter) erhielt. Schlechte finanzielle Verhältnisse erlaubten es Kelly nicht, sein Verfahren im großen zur Anwendung zu bringen, und erst die Mitwirkung von E. B. Ward, J. S. Durfee und Daniel J. Morell, die mit ihm die „Kelly Pneumatic Process Company“ gründeten, ermöglichte die fabrikmäßige Ausgestaltung seines Verfahrens. Einer der Teilhaber, Durfee, fuhr im Jahre 1864 nach England, um die Lizenz auf das Patent von Robert Mushet zu erwerben. Mushet hatte sich kurz nach Bessmer das Blasen im Konverter bis zur völligen Entkohlung und die Desoxydation und Rückkohlung durch Spiegeleisen schützen lassen. Als Durfee zurückkam, brachte er ein Bild Bessmers mit, in dem Kelly sofort einen der beiden Engländer erkannte, die vor Jahren bei ihm gearbeitet hatten

und plötzlich verschwunden waren. Er verfolgte die Angelegenheit nicht weiter und bat auch Durfee, darüber Stillschweigen zu bewahren.

Bessemer's Vertreter in Amerika, Alexander L. Holley, der zusammen mit zwei Gesellschaftern die Eisenwerke in Troy (Newyork) gegründet hatte, durfte wohl den kippbaren Konverter Bessemer's, nicht aber das Verfahren anwenden. Ebenso standen damals noch die Patente von Mushet unter Schutz. Er schloß daher mit Kelly einen Vertrag ab, wonach beide Werke die Erfindungen Bessemer's, Kelly's und Mushet's gemeinsam benutzten, und zwar erhielt Holley mit seinen Gesellschaftern sieben Zehntel, während Kelly und seine Leute drei Zehntel Anteil an den nunmehr gemeinsam betriebenen Werken erhielten.

Erst im Jahre 1922 hat der Sohn Kelly's über die Verdienste seines Vaters an der Erfindung und Ausgestaltung des Bessemer-Verfahrens berichtet, als an der öffentlichen Bibliothek zu Wyandotte, die an der Stelle erbaut wurde, an der früher die Gebäude Kelly Pneumatic Process Company standen, eine Erinnerungstafel zu Ehren Kelly's angebracht wurde.

Boucher hat die Unterlagen zu seinem oben erwähnten Buche von der Familie Kelly erhalten und glaubt, damit etwas Neues zu berichten. Dieser Streit zwischen Bessemer und Kelly ist hingegen ungefähr so alt, wie das Bessemer-Verfahren selbst. Bereits im Jahrgang 1858 von Weeks

Deutscher Gewerbezeitung ist auf S. 17 im Anschluß an die Nichtigkeitserklärung des amerikanischen Bessemer-Patents gesagt, daß diese zu Unrecht ausgesprochen worden sei. Nach Ansicht der Schriftleitung der genannten Gewerbezeitung war es Pflicht des Erfinders Kelly, sich seine Erfindung baldigst schützen zu lassen; tat er es nicht, dann mußte er damit rechnen, daß ihm eines Tages ein anderer zuvorkam. Auch in späteren Jahren ist die Frage „Bessemer oder Kelly“ des öfteren in der Literatur aufgetaucht.

Boucher hat die von der Familie Kelly erhaltenen Mitteilungen anscheinend kritillos übernommen, ohne sich die Mühe zu machen, die Fachliteratur der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts näher damit zu vergleichen. Ich glaube nicht einmal, daß er die Erinnerungen Henry

Bessemer's² in der Hand gehabt hat, sonst würde er nicht behaupten, daß Bessemer nirgends die Verdienste Robert Mushet's würdige, obgleich er nicht davor zurückgeschreckt sei, sich das Verfahren Mushet's zunutze zu machen. Bessemer setzt sich dagegen in seinen Erinnerungen sehr eingehend mit der Mushet-Frage auseinander (S. 263 ff.). Die einzige Veröffentlichung Bessemer's, die Boucher eingesehen hat, ist ein Brief Bessemer's an James Kitson, anläßlich der Tagung der amerikanischen, deutschen und englischen Eisenhüttenleute in Newyork und Pittsburg

im Jahre 1890. Daß natürlich in einem solchen Briefe von rund 20 Seiten³ nicht aller Vorkommnisse aus der Frühzeit des Bessemer-Verfahrens gedacht werden kann, ist wohl leicht erklärlich, und es war die Pflicht Boucher's, nachzuforschen, ob nicht an anderer Stelle sich noch Veröffentlichungen Bessemer's fanden. So hätte er neben den schon erwähnten Erinnerungen niemals die Äußerungen außer Acht lassen dürfen, die Bessemer getan hat in Erwiderung der Angriffe des Präsidenten Weeks des American Institute of Mining Engineers im Jahre 1896⁴.

Diese Äußerungen Bessemer's⁵, die damals allgemein die Zustimmung der Fachleute fanden, ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und würden vielleicht auch Boucher, falls er sie gekannt hätte, zu einer anderen Meinung bewogen haben.

Die Vorwürfe, die Weeks damals erhob, decken sich zum größten Teil mit denen Boucher's. Weeks führt eine

Reihe von Zeugen an, deren Aussagen seine Theorie erhärten sollten, daß Kelly bereits mehrere Jahre vor Bessemer brauchbaren Stahl erzeugt habe. So ganz zufriedenstellend müssen die damaligen Versuche selbst nach Ansicht von Weeks und Boucher doch nicht ausgefallen sein; Boucher hat in seinem Buche sogar direkte Widersprüche über den frühesten Zeitpunkt der Stahlerzeugung nach dem neuen Verfahren. Es ist eigentlich erstaunlich, daß Boucher diese von Weeks angeführten Zeugenaussagen übergibt; entweder er hat sie wirklich nicht gekannt, dann

² Sir Henry Bessemer: An Autobiography. London 1905.

³ Trans. Am. Inst. Min. Eng. 19 (1890) S. 807 ff.

⁴ Joseph B. Weeks: The Invention of the Bessemer Process. Trans. Am. Inst. Min. Eng. 26 (1896) S. 980 ff.

⁵ Engineer 8: (1896) S. 299; Engineering 61 (1896) S. 367; Stahl und Eisen 16 (1896) S. 341 ff.



Henry Bessemer

war seine Arbeit flüchtig, oder er hat sie mit Absicht übersehen, weil ihm die daran anschließende Erwiderung Bessemers für seine Beweisführung lästig erschien.

Aus den Zeugenaussagen sind folgende Bemerkungen wichtig:

E. J. Smith sah im Jahre 1848 Beschreibung und Zeichnungen des Apparates von Kelly. — Jeremiah Tiley sah ebenfalls diese Pläne und kann sich auch zweier Öfen erinnern, die im Jahre 1851 im Betrieb waren. — Alfred H. Champion hat auch gegen Ende 1851 einen Ofen in Betrieb gesehen. — Charles C. Cargill wußte von einem Ofen, der aussah wie ein Kuppelofen mit einer Düse. Die übrigen Zeugen sagten ungefähr das Gleiche aus, mit Ausnahme von John Frey und Alexander L. Holley, von denen ersterer etwa folgende Auskunft gab:

„Dieser Apparat bestand aus dem in 610 mm Abstand abgeschnittenen Boden eines Kesselmantels von 914 mm Durchmesser, der auf etwa 406 mm Durchmesser ausgefüttert war und einen ungefähr 510 mm dicken, aus feuerfesten Steinen bestehenden Boden besaß. Dieser Apparat wurde außerhalb des Gebläsehauses der alten Cambria-Hochöfen aufgestellt. Die Maschinen lieferten 0,21 bis 0,28 kg/qcm Wind. Die Verbindung zwischen der Windleitung und diesem kleinen Ofen war durch ein Gasrohr hergestellt. Die Düse war — wie alle Düsen jener Zeit — aus Gußeisen; sie wurde mit Ton umkleidet, dann getrocknet und mittels eines beweglichen Knies mit einem Rohr verbunden, so daß man sie in das Metallbad hinunterschwingen konnte. Das Metall wurde in der Gießerei geschmolzen und in einer etwa 250 kg fassenden Gußpfanne herbeigebracht. Der Ofen stand ungefähr 200 m von der Gießerei entfernt, und die Pfanne wurde mit einem kleinen Gießwagen zum Ofen (Konverter) geschafft. Das Metallbad wird wahrscheinlich 200 bis 250 mm Tiefe in diesem kleinen Topf besessen haben. Sobald das Metall eingegossen war, wurde das Windrohr hinuntergeführt, dann wurde ein aus Eisenblech gebildeter Deckel über die Ofenmündung gelegt, um zu verhindern, daß die Funken zu lebhaft herausflogen.“

Der schon erwähnte Alexander L. Holley, dessen Zeugnis wohl insofern besonderen Wert besitzt, als Holley einen Ruf als Ingenieur besaß, der weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinausging, gab auch zu, daß Kelly vor Bessemer den Gedanken gehabt hat, Roheisen durch Luftströme zu frischen; jedoch seien die von Kelly angewandten Mittel nicht dazu geeignet, das Verfahren in dem Umfange durchzuführen, wie Bessemer es vermochte.

Bessemer erwiderte auf alle diese Aussagen etwa folgendes:

„Kelly war ein Puddelmeister, der schmiedbares oder Schweißeisen machte und der lediglich, um dieses zu erzeugen, seine Versuche anstellte, so daß gemäß dem von Weeks selbst gelieferten Beweis Kelly nicht die Stahlerzeugung im Auge hatte, ja nicht einmal versucht hatte, bei seinen Versuchen Stahl zu erzeugen, da dieser Werkstoff ganz außerhalb des Bereiches seiner Tätigkeit lag. Indessen ist es der Flußstahl, den ich (Bessemer) erfunden und dessen Herstellungsverfahren ich in allen mechanischen Einzelheiten vervollkommen habe. Dieser Flußstahl, der eine so hervorragende Rolle in der Metallurgie unsers Jahrhunderts gespielt hat, war es, und nicht das Schweißeisen, das Kelly zu verbessern versuchte, derselbe Flußstahl, der den Werkstoff zu den 170 000 Meilen Stahlschienen geliefert hat, die einem Netzwerk gleich über das ganze Festland von Amerika verteilt sind. Was konnte auch für einen Puddelmeister und Fabrikanten von

Schweißeisen näher liegen, als zu versuchen, etwas von jenem Brennstoff, der bei dem in seinem Handwerk üblichen Verfahren verwendet wurde, zu ersparen; und was würde einleuchtender erscheinen als der Gedanke, daß ein Teil oder vielleicht das Ganze des glühenden Rosts, der in dem Vorfrischfeuer auf dem geschmolzenen Roheisen lag, erspart werden könnte? Dies war ohne Zweifel der einzige und einfache Zweck, den Kelly vor Augen hatte, als er, wie Weeks sagt, in seinem offenen Hofe die Versuche durchführte, wobei er, nur zeitweise arbeitend, einen alten Kesselboden benutzte, der mit Ziegeln ausgekleidet war. Er enthielt etwa 250 kg geschmolzenes Roheisen vom Hochofen, also genau so viel, daß es gefeint hinreichen würde, um einen Einsatz für das Puddelverfahren zu liefern, das sich dann anschließen mußte, um den Einsatz in hämmerbares oder Schweißeisen umzuwandeln, dessen Erzeugung, wie Mr. Weeks uns berichtet, Kellys Handwerk war, „und was er zu machen versuchte“. Dies war genau so ein Versuch, wie er sicher angestellt werden könnte, ohne daß man vorher die Vorsicht gebrauchte, ihn patentieren zu lassen, da sein Wert, falls er von Erfolg begleitet sein sollte, sehr gering wäre. Der Apparat war, wie uns berichtet wird, mit einer einzigen Düse versehen, die senkrecht herab in das Metall blies, und deren einziger in das Eisen herabgeblasener Windstrahl dasselbe teilweise, obgleich sehr unvollkommen, frischen würde, wie es auch in dem gewöhnlichen Vorfrischfeuer geschieht. Als dieser Vorschlag, der längst vollständig aufgegeben und vergessen war, etwa acht oder neun Jahre, nachdem jene Versuche ausgeführt worden waren, aufgespürt wurde, gingen alle Zeugenaussagen, die ich sammeln konnte, dahin aus, daß Kelly versucht hatte, sein vorgefrischtes Eisen oder „Blatteisen“ ohne Anwendung des auf der Eisenoberfläche schwebenden Rosts herzustellen und so bei der Vorbereitung seines Metalles für die nachfolgende Umwandlung in schmiedbares Eisen etwas Brennstoff zu ersparen.

Die vorsichtigen Zeugen haben alle diese Einzelheiten mitgeteilt, so z. B. das „Hineinschütten“ des geschmolzenen Eisens, den kleinen Gießwagen, der das Metall zum Konverter brachte, doch würde es unendlich zweckmäßiger gewesen sein, wenn sie uns etwas erzählt hätten über die Art und Weise, in welcher das Metall herausgenommen wurde, in welchem Stadium der mehr oder weniger vollständigen Dichtigkeit es erlangt wurde und ob es weiches schmiedbares Eisen oder hartes und sprödes „Platteneisen“ war. Sie haben uns nichts berichtet über die Verwendung von Blockformen, in denen das schmiedbare Eisen zu Blöcken geformt wird; sie haben uns nichts erzählt von der Behandlung des Metalles, nachdem es erblasen war. Wurde es zum Puddelofen genommen, um dort in schmiedbares Eisen umgewandelt zu werden, oder wurden die aus flüssigem Metall gewonnenen Blöcke zu Stäben oder Blechen ausgewalzt? Ohne alle diese wesentlichen Tatsachen sind ihre sämtlichen Zeugnisse und Aussagen nichts wert, da sie nichts beweisen. Das Fehlen dieser Tatsachen liefert aber gerade den Beweis, daß Kelly niemals homogenes schmiedbares Eisen erzeugt und nach seinem Verfahren niemals einen Block hergestellt hat.

Kellys Verfahren, mit einer Düse allein zu arbeiten und senkrecht herabzublasen, zeigt, daß er niemals die Grundlagen, auf denen das Bessemer-Verfahren aufgebaut ist, erfaßt hat; die neun Jahre des Mißlingens lassen erkennen, daß er in dieser ganzen Zeit nicht einmal das ABC des Verfahrens erlernt hatte. Nun ist ja auch ein Unterschied zwischen Blasen und Blasen, wie uns

bereits in der alten Fabel von dem Manne erzählt wird, der durch einfaches Blasen entweder „seine Finger erwärmen oder seine Suppe abkühlen kann“.

Von solchem feinen Unterschied bemerkte Kelly nichts, und um diesen Mangel an Erkenntnis auszugleichen, hat Weeks mit recht verdrehter Findigkeit sich bemüht, das Bessmer-Verfahren so weit zurechtzufügen, bis es Kellys Niveau erreicht hatte; dann war er bestrebt, bei seinen Zuhörern die Vorstellung zu erwecken, daß das ganze Verfahren sich in die Worte zusammenfassen lasse: „Luft in das Eisen zu blasen“.

Hätte Kelly seine Erfindung patentieren lassen, hätte er einen Vortrag darüber vor einer wissenschaftlichen Gesellschaft gehalten, oder hätte er einen Bericht hierüber in der Tagespresse veröffentlicht, dann hätte gesagt werden können, daß ein Bericht über diesen, selbst völlig erfolglosen und unreifen Versuch auf andere Geister einwirken und sie zur Vervollkommenung hätte veranlassen können. Allein Kelly machte weder nach dieser noch einer andern Richtung hin etwas bekannt, auch ließ er der Außenwelt keine Kunde zukommen über das, was er zu tun versuchte, und deshalb haben seine Arbeiten weder den allgemeinen Schatz unserer Kenntnisse um den geringsten Betrag vergrößert noch den Fortschritt in der Stahlerzeugung in Amerika oder anderswo im allgeringsten Maße beeinflusst. Das einzige, das Weeks gelungen ist, ist, daß er gezeigt hat, daß ein amerikanischer Bürger, wenn er überhaupt in seinem Geiste den Gedanken gehabt hätte, daß schmiedbares Eisen durch

Luftströme erzeugt werden könne, er doch so gänzlich der mechanischen Geschicklichkeit bar, so hoffnungslos unwissend hinsichtlich der physikalischen Gesetze war, welche die ganze, meine Erfahrung beherrschende Theorie bilden, daß er, nachdem er mit seinen schlecht angelegten Plänen eine Reihe von Jahren herumgetändelt hatte, hoffnungslos niederlag und sie aufgab, ohne daß sie je der Welt im geringsten Maße nützlich gewesen wären. Er hielt es sogar nicht einmal der Mühe wert, seine Erfindung während der ganzen neun Jahre, von 1847 bis 1856, patentieren zu lassen; sobald er aber sah, daß meine Erfindung das gesamte Eisengewerbe Großbritanniens in Bewegung versetzte, da erwachte er und begann im amerikanischen Patentamt einen heftigen Kampf mit eidlichen Zeugnisaussagen, allerdings erst, nachdem ich schon mein Patent in Amerika erlangt hatte, und nachdem meine sämtlichen englischen Patente in blauen Heften veröffentlicht waren, von denen jedes für den geringen Preis von 6 d. zu Kellys oder jedermanns Einsicht offen war; aus diesen konnten

sie alle Einzelheiten meiner verschiedenen Erfindungen ersehen. Es wird uns erzählt, daß „Pompejus dem Cäsar sehr ähnlich war“, und daß ebenso eine wunderbare Übereinstimmung zwischen Kellys Erfindung und meiner bestehe; indessen kommt diese Ähnlichkeit nicht etwa daher, daß ich mir in Amerika einen Apparat mit einer nach abwärts blasenden Düse habe patentieren lassen.“

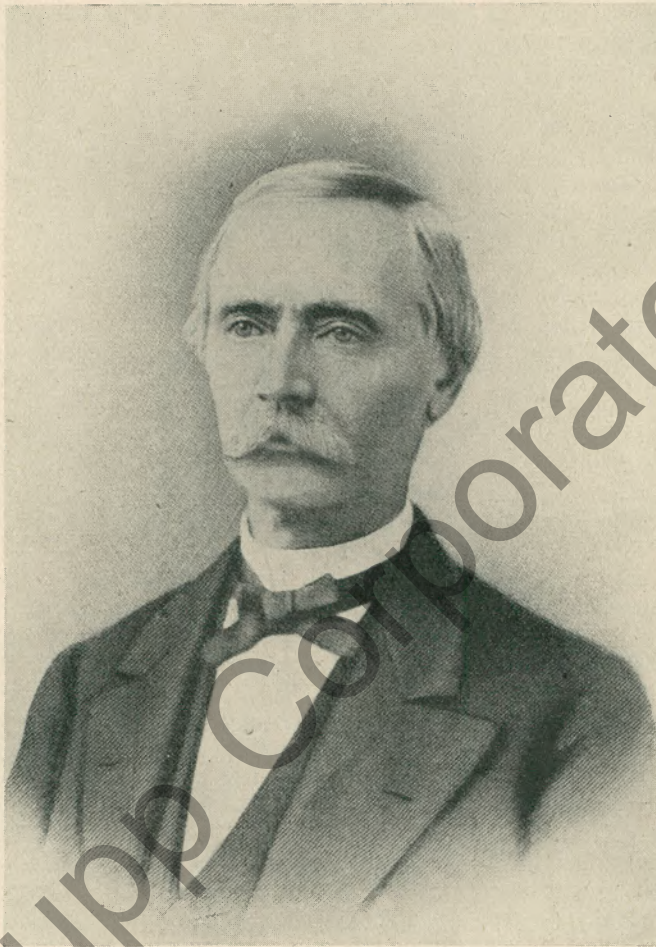
Diese bis heute unwiderlegten Ausführungen Bessmers reden eine klare Sprache und dürften eigentlich genügen, die Geschichte der Frühzeit des Bessmer-Verfahrens klarzustellen. Der Vollständigkeit halber sei aber noch auf einige weitere Bemerkungen Bouchers hier eingegangen:

Auf Seite 63 seines Buches sagt er, daß Kelly sieben oder acht Jahre vor Bessmer bereits große Mengen (!) Schmiedeeisen (nicht Stahl!) verkauft habe. Wer aber Abnehmer war, und zu welcher Zeit, das sagt der Verfasser nicht. Nur einmal nennt er die Verbraucherfirma Shreve, Steel and Co. in Cincinnati, deren Urteil aber unglücklicherweise eher gegen als für Kelly spricht. Diese Firma bittet nämlich Kelly in einem Briefe, ohne Angabe von Gründen, wie Boucher bemerkt, sie mit seinem „neumodischen“ Eisen zu versehen, da sie sonst die Handelsbeziehungen zu ihm abbrechen würde.

Und nun noch die Patentfrage. Bessmer hat sich in England das Verfahren, in Amerika jedoch nur seinen Konverter schützen lassen und bemerkte hierzu im Patentanspruch, daß er nicht das Einblasen von Luft- oder Dampfströmen in geschmolzenes Eisen zum Zwecke des

Feinens für sich beanspruche, da dieses Verfahren schon früher bekannt und in Anwendung gewesen sei. Diese Einschränkung wird von den Kelly-Anhängern so ausgelegt, als habe Bessmer das Verfahren von Kelly entwendet und nicht mehr gewagt, sich dieses in Amerika schützen zu lassen. In Wirklichkeit dürfte sich die Angelegenheit so abgespielt haben: Nachdem Bessmer in England sein erstes Patent auf sein Verfahren erhalten hatte, meldete er u. a. auch in Preußen ein Patent an. Das preußische Patentamt darf den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, Bessmers Anmeldung mit der Begründung abgelehnt zu haben, die Entkohlung des Eisens durch Luftströme sei schon früher bekannt gewesen. Durch dieses Vorkommnis gewigt, hat Bessmer seine Patentanmeldung in Amerika, die zeitlich später als die preußische Ablehnung erfolgte, entsprechend eingeschränkt.

Was nun die beiden Engländer angeht, die damals bei Kelly erschienen und, nachdem sie das Verfahren kennen gelernt hatten, bei Nacht und Nebel verschwanden, so



William Kelly

interessierte er sich lebhaft für die damals gerade einsetzende bergbauliche und industrielle Entwicklung seiner engeren Heimat. In wenigen Jahren hatte er durch glückliche Effekten- und Ruxenspekulation, durch Bildung von Kohlenbohrergesellschaften, die besonders auf Mutungen an der Emscher sich gründeten, ein genügend großes Kapital zusammen, um mit einigen Teilhabern die „Eisengießerei und Maschinenfabrik Ernst Honigmann & Co.“ — die spätere bekannte „Essener (Maschinenbau-Aktiengesellschaft) Union“ ins Leben rufen zu können (1854).

Bis zum Jahre 1857, wo ein Rückschlag eintrat, hatte die Eisen- und Kohlenindustrie die denkbar beste Konjunktur. Zu der ersten westöstlich streichenden Reihe der Bechenanlagen (Ruhrort, Essen, Bochum, Hörde), die jetzt nicht mehr genügt, gesellte sich die parallel laufende zweite Reihe (Oberhausen, Gelsenkirchen, Herne); da aber hier die Abteufungen schon weit tiefer gehen mußten und dazu damals die Mutungen noch recht unsicher waren, gehörte nicht nur Organisationstalent zur Bildung neuer Bechen, sondern auch Mut. Beides besaß Grillo, deshalb gelang ihm neben seinen zahlreichen ersten Unternehmungen auf dem Gebiete des Bergbaus besonders eine wichtige Schöpfung: die der „Consolidation“ und damit die Begründung Schalkes und seiner Werke. Die Beche Consolidation, aus der 1865 die ersten Kohlen gefördert wurden, war bald eine der leistungsfähigsten des ganzen Ruhrkohlenbezirks; sie hat ihren Besitzern (anfangs Grillo und einigen Essener Industriellen, später der Aktiengesellschaft) reiche Erträge gebracht. In der damals noch sumpfigen, waldbedeckten Gegend, in der diese Beche (unweit Gelsenkirchens) entstand, wuchs bald aus dem Nichts die Stadt Schalke hervor mit (bis 1873) elf größeren Industrieanlagen, die einen Grillokonzern bildeten; wir nennen hier nur die bedeutendsten dieser Werke: das Blechwalzwerk Grillo Junke & Co., das Drahtwalzwerk Böcker & Co., die Aktiengesellschaft für chemische Industrie, die Glas- und Spiegelmanufaktur, die Schalker Eisenhütte (Grevet & Co.) und vor allem die große Hochofenanlage des Schalker Gruben- und Hüttenvereins, zu dessen Hauptbeteiligten auch August Thyssen gehörte. Mitte der 1880er Jahre beschäftigten die Schalker Werke schon über 8000 Arbeiter.

In jener berühmten Zeit der Hochkonjunktur von 1870 bis 1873, die man wohl die Gründerjahre nennt (in denen auch alle Welt Börsenspekulation trieb ähnlich wie in der letzten Inflationszeit!) und die mit einem großen Zusammenbruch endete, hat auch Grillo sich stark an Neugründungen aller Art beteiligt, doch war er keiner von den Nur-Spekulanten dieser Zeit; die meisten seiner Gründungen haben sich lebensfähig erwiesen. Hierher gehört die Vereinigung (Fusion) verschiedener schon bestehender Werke, z. B. der Dortmunder Hütte, der Hen-

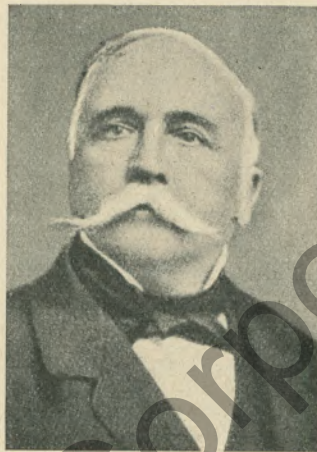
richshütte bei Hattingen u. a. m. zu der bekannten „Dortmunder Union“ (Aktiengesellschaft für Bergbau, Eisen- und Stahlindustrie), die im Jahre 1872 mit einem Aktienkapital von 33 Millionen Mark erfolgte mit dem ausgesprochenen Zweck, die ganze Montanindustrie vom Rohprodukt bis zum Fertigfabrikat in einer Hand zu vereinigen. Aber gerade über diesem gewaltigen Fusionsunternehmen waltete kein glücklicher Stern; die Union hat sich nie recht rentabel erwiesen, bis sie 1910 an Hugo Stinnes überging.

Eine zweite große Gründung Grillos fällt in das gleiche Jahr 1872: die Erwerbung der fiskalischen Saline (und des Bades) Königsborn bei Anna in Westfalen. Neben der Ausbeutung der Saline sollte auch hier durch Anlage von Schächten der Kohlenbergbau erschlossen werden, aber erst 1880 kam die Kohlenförderung richtig in Gang. Von den letzten, überaus zahlreichen Unternehmen Grillos können wir hier — die Aufzählung würde ermüden! — nur noch die Begründung der „Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G.“ erwähnen, die aus der Übernahme der Bechen „Rhein-Elbe“ und „Alma“ bei Gelsenkirchen entstand (1873).

Es bleibt schließlich noch einiges zu sagen über die weiteren Lebensumstände und die rastlose Tätigkeit Grillos auch für gemeinnützige Zwecke. Das väterliche kleine Geschäft hatte Grillo 1870 verkauft, er wohnte aber dauernd in Essen, wo er auch von 1864 bis zu seinem Tode dem Stadtverordnetenkollegium angehörte. Die „Essener Kreditanstalt“ wurde auf seine Initiative ins Leben gerufen, und unter den zahlreichen gemeinnützigen Stiftungen Grillos für seine Vaterstadt ragt besonders diejenige des Stadttheaters hervor, das allerdings erst nach dem Tode seines Stifters, im Jahre 1892, in Betrieb genommen werden konnte.

Besonders aber war Grillo auch für das Aufblühen der Stadt Schalke besorgt, die ja im eigentlichen Sinne seine Schöpfung war; hier stiftete er eine evangelische Pfarrkirche und den Bauplatz für die katholische Kirche, hier baute er verschiedene Schulen, u. a. das Realgymnasium. In Schalke und in Königsborn wurden Grillo-Denkmäler errichtet, die besonders an das gemeinnützige Wirken dieses Mannes die Nachwelt erinnern sollen.

Mitten aus seinen rastlosen Plänen wurde Grillo durch ein tragisches Geschick herausgerissen: sein Unternehmungsfieber entartete krankhaft zum Größenwahn, seit Februar 1887 verfiel er in geistige Amnachtung. Seit Ende dieses Jahres war er in der Heilanstalt Grafenberg (Düsseldorf), wo er im April 1888 starb. — Da er keine direkten Nachkommen hinterließ, wurde das (später auf 20 bis 25 Millionen Mark bewertete) Vermögen Grillos von seiner Witwe verwaltet und kam dann zahlreichen entfernteren Verwandten zugute.



Friedrich Grillo

Vernunft, o Mensch, und Wille sind die Waffen, dein Glück zu schaffen.

Herder.



Hermannstadt

Nach einer Kohlezeichnung von Fritz Döhle

Gipfel und Abgrund

Zeitroman von Gregor Samarow

2. Fortsetzung.

Neben im Schlosse saß der König Ludwig vor seinem Flügel in seinem Arbeitszimmer. Daneben öffnete sich das sogenannte Lassozimmer, in welchem nach Schwind's Komposition die Episode von Rinaldo und Armida aus dem „Befreiten Jerusalem“ des großen italienischen Sängers in prächtigen, von Glink gemalten Bildern dargestellt war. Gestäpfe von Ebernholz deckte den Fußboden, alle geschnittenen Möbel waren von demselben kostbaren Holz, reich mit plattierten Silberstäben verziert. Eine mit altdeutschen Ornamenten geschmückte Zwischenwand, ebenfalls von Ebernholz, teilte das Zimmer in zwei Abteilungen, wodurch ein lauschiges Schlafgemach gebildet wurde. Neben dem breiten Bette standen künstliche, aber täuschend nachgeahmte Orangenbäume; über dem Bette, dessen Überhang man zurückziehen konnte, war in der Decke eine Mondscheibe von Milchglas angebracht, umgeben von kleinen Löchern, welche das Licht einer oberhalb brennenden Nachtlampe durchscheinen ließen, so daß der König, wenn er auf seinem Lager die Augen aufschlug, den nächtlichen gestirnten Himmel über sich träumen konnte. Das Arbeitszimmer mit einem ausgebauten Kerkel enthielt an den Wänden die Bilder aus der Geschichte der Hohenstaufen. Weit offen standen die Glastüren zu den vor beiden Zimmern befindlichen Balkons mit Gittern von Schmiedeeisen, von denen sich eine weite Aussicht über die Gebirgsreihe gegen den Ammergau, die Höhen des Allgäus und weit hinaus über das Flachland mit seinen malerischen Ortschaften, die Lech, den Luersberg und drei Seen darbot.

Dies alles war übergoßen vom Mondlicht, welches in das von hängenden Ampeln sanft erleuchtete Zimmer einfiel, und wenn schon die ganze Natur draußen von zauberhaftem Reiz umflossen war, so schien in den Zimmern des Königs mit ihrem weiten Ausblick, ihrer Pracht und ihren Kunstschätzen sich eine wirkliche Feenwelt zu bergen.

Der König hatte das Ave Maria beendet; seine wunder schönen, weißen Hände ruhten noch auf den Tasten, während er hinausblitzte über den Balkon in die mondbeleuchtete Landschaft.

Seine Gestalt glich in dem weiten, schwarzen Hausrock, den er trug, den hünenhaften Reden der Vorzeit. Ein griechischer Künstler würde ihn vielleicht in der idealen Zartheit, welche den Bau seiner Glieder umschwebte, zum Vorbilde der Göttergestalten des Olymp haben wählen mögen, und doch wären selbst Phidias und Praxiteles in Verlegenheit gewesen, welchem der Götter des alten Hellas sie diese Gestalt und diese Züge hätten geben sollen. Für den Mars war das in tiefem, innerlichem Feuer strahlende Auge zu sanft, das wehmütige Lächeln des schönen, fast mädchenhaft zarten Mundes zu mild und zu weich; für den Apoll, der den Sonnenball in leuchtender Klarheit über die Welt dahinführt, war der Blick zu nächtlich träumerisch, und für den ägisbüttelnden Zeus, dessen Majestät auf der reinen, von vollen, dunklen Locken umwallten Stirn thronte, lag in den edlen Zügen des bleichen Antlitzes zu wenig von dem stolzen Selbstbewußtsein der eigenen, weltbeherrschenden Kraft.

Eine Zeitlang saß der König so schweigend da, dann rief er mit seiner vollen, wohlklingenden Stimme:

„Oh, daß die Himmelskönigin das Gebet erhören möchte, das in diesen heiligen Klängen aus meiner Seele Tiefen zu ihr emporfliegt; daß sie sich herabneigen möchte zu mir, meinen Geist mit lichter Himmelsklarheit zu erfüllen, damit ich den Weg erkennen kann, den ich gehen soll in so schwerer, verhängnisvoll bewegter Zeit! — Es wogt und ringt in mir,“ fuhr er nach langem Sinnen fort, indem er die Hände auf seine Stirn drückte, „ich sehe Abgründe ringsum, und es steigen aus diesen Abgründen lodende Gestalten empor, doch werde ich immer wieder irre an dem Weg, den ich gehen soll, um zu dem lichten Ziel zu gelangen, das aus heiliger Höhe mich grüßt, wie das Licht des Grals die Ritter der Tafelrunde. Oh, wollte doch dem Könige, der in einsamer Höhe so weit über dem Menschen steht, daß das Wort der Wahrheit schwer zu ihm heraufdringen kann, der Himmel sich öffnen mit seinem Rat und mit seiner Erleuchtung! Aber alles bleibt stumm, und aus der schäumenden Brandung der eigenen Brust gilt es, den Hört der Wahrheit heraufzuholen und zur Tat werden zu lassen im Kampfe des Lebens, das ringend in der Mitte liegt zwischen den Schatten der Tiefe und den Lichtstrahlen des Himmels.“

Er stand auf und trat vor seinen großen Arbeitstisch von Ebernholz, auf welchem ein goldenes Schreibzeug mit einer Schwanenfeder inmitten einer großen Anzahl von Briefen und Berichten stand.

„Immer heller,“ sagte er, auf seinen Sessel niedersinkend und einige Papiere flüchtig überblickend, „immer heller lodert der Kampf auf, den man in Rom gegen die Autorität des Staates begonnen hat. Und doch haben vor Jahrhunderten schon die Kaiser und Fürsten des Reichs und die deutschen Bischöfe sich mit dem Wort und mit dem Schwert erhoben, um die Eingriffe in ihr Recht zurückzuweisen. Ich bin ein gläubiger

Sohn meiner Kirche, der edle Döllinger hat mich glauben gelehrt an des Christentums ewige Wahrheit — aber ich kann nicht die Rechte und die Gesetze des Staates, die Gott in meine Hand gelegt, der unfehlbaren Entscheidung Roms überlassen, wo man für Deutschland doch das richtige Gefühl und Verständnis nicht haben kann. Der Staat bin ich — in mir verkörpern sich alle seine schweren Pflichten und alle seine heiligen Rechte, und so wie ich meine Pflichten erfüllen will mit der ganzen Kraft meines Lebens, so will ich auch kein Recht aufgeben an die römische Macht, wo sie heraustritt aus den kirchlichen Grenzen. Der große Ludwig von Frankreich, der zuerst jenes Wort sprach, das die Verblendung als Hochmut verurteilt und das doch in Wahrheit die Krone belastet mit einer Verantwortung ohnegleichen auf Erden, auch er, der allerchristlichste König und der älteste Sohn der Kirche, er beugte sich nicht den römischen Geboten und hielt seine königlichen Rechte fest als der Kirche starker Schirmherr! Gott soll haben, was ihm gebührt in meinem Lande, aber auch dem König sollen sie lassen, was des Königs ist, und sie sollen nicht vergessen, daß über meiner Krone ebenso gut das Kreuz sich erhebt wie über der päpstlichen Tiara. Hier freilich sehe ich den Weg und bin mir bewußt, daß es der rechte ist und daß Gott mit mir ist, wenn sie auch sagen, bald laut, bald flüsternd, daß ich mich gegen Gott auflehne, wenn sie auch die Diener meines Willens schmähen und verdächtigen, und wenn auch,“ fuhr er, einige Briefe auf seinem Schreibtisch mit ungeduldig zitternder Hand hin und her werfend, fort, „Männer, an deren Aufrichtigkeit und Treue ich nicht zweifle, mich ansehend, abzulassen von meinem Wege und Frieden mit Rom zu machen, das heißt, mich und mein königliches Recht zu unterwerfen! Sie meinen es gut, wenigstens die meisten von ihnen gewiß, aber Döllinger sieht klarer als sie alle — auch er meint es gut, und er ist ein frommer und treuer Mann wie nur einer! — Schwerer aber noch ist der Kampf, der heraufzieht wie ein drohendes Gewitter am politischen Himmel und dessen Donner ich schon heranrollen höre, während noch die ganze Welt in tiefem Friedensraum ruht. Wohl hat der Hohenzoller den spanischen Königsthron aufgegeben, aber den Frieden wird das nicht bringen, denn der Krieg ist beschlossen bei dem französischen Kaiser, der neben dem aufwachsenden Deutschland keinen Platz mehr sieht für die Zukunft seiner auf den französischen Größenwahn begründeten Dynastie. Ehe es noch die Welt ahnt, wie nahe das Gewitter heraufgezogen ist, wird sein Donner über uns rollen und sein Blick auf uns herabzuden. Da ist die Wahl noch schwerer, noch widersprechender sind die Stimmen, die an mein Ohr dringen, noch größer die Lockungen, die mir entgegenwinken aus den Abgründen ringsumher, durch die es gilt, den Weg zu finden.

„Wenn Frankreich den Krieg sucht,“ sprach er weiter, an die Türbrüstung des Balkons gelehnt und hinausschauend in die weite Ebene, „weil ein Prinz von Hohenzollern König von Spanien werden wollte, so ist das ja freilich eine rein preussische Sache, und wohl mag es scheinen, daß diejenigen recht haben, welche sagen, daß eine solche Frage nicht mein Bündnis mit dem König von Preußen berühre, daß ich nicht verpflichtet sei, die Macht der Wittelsbacher in die Waagschale zu werfen für den Ehrgeiz des Hauses Hohenzollern, und auch diejenigen meinen es wohl ehrlich mit meinem Hause und mit meinem Lande, welche mir sagen, daß jetzt die Gelegenheit gekommen sei, um vieles wieder einzubringen, was verloren wurde, um Vergeltung zu üben für die Niederlage und Demütigung, die wir vor vier Jahren erlitten. Napoleon bietet hohen Preis für die Neutralität — fast scheint es, daß die Majorität der Kammer sie beschließen will, und von mir wird es abhängen, ob der Süden mit in den Kampf zieht oder abwartend zurücksteht. Lodende Stimmen flüstern von Wien her, und wenn Preußen geschlagen oder auch nur schwer geschädigt aus dem Kampf zurückkehrt, so wird in meiner Hand vielleicht die Entscheidung liegen über die Zukunft Deutschlands; um mich wird der Süden sich scharen gegen den aus den Fugen gesprengten norddeutschen Bund, ebenbürtig vielleicht wird dann der Wittelsbacher dem Hohenzoller gegenüberstehen, um Deutschland zu teilen in zwei gleiche Machtkreise.“

Er richtete sich höher auf; seine Blicke strahlten über die mondbeglänzte Landschaft hin. Dann aber zog sich seine reine Stirn in finstere Falten.

„Teilen,“ sagte er dumpf, „das Vaterland teilen in Machtkreise, die sich lähmen und bekämpfen! Ist das nicht der Fluch, der auf Deutschland geruht hat jahrhundertlang, der die alte Kaiserherrlichkeit gestürzt und das arme Deutschland zum Schlachtfeld gemacht hat für den Ehrgeiz und die Habgier der ganzen Welt? Was würden meine Ahnherren dazu sagen, die so treu für Deutschlands Größe und Macht einstanden, was mein Großvater, der das Bündnis mit dem forsischen Eroberer, in welches das Verhängnis jener Zeit Bayern gedrängt, als eine bittere Schmach empfand? Deutschland lechzt nach Einigung — soll ich vor den Richterstuhl der Geschichte treten als das Hindernis solcher Einigung,

weil die Hand der Vorsehung das Reichsschwert den Hohenzollern bietet? Bei Gott, ich würde mit ihnen ringen bis zum letzten Atemzug, wenn es gälte, das kaiserliche Schwert für mein Haus zu gewinnen — aber das ist ja nicht möglich!

„Nicht möglich?“ rief er, das auf die Brust gesunkene Haupt wieder aufrichtend, „und warum nicht möglich? Wenn Preußen geschlagen aus Frankreich zurückgeworfen wird, sollte es dann nicht möglich sein, daß der süddeutsche Bund, um mich geschart, ebenso zur Führung heraufsteigt, wie es jetzt der norddeutsche getan nach den Siegen des letzten Krieges, und würden nicht die damals Vergewaltigten sich freudig mir anschließen?“

Er trat in das Zimmer zurück. Wieder senkte sich sein Haupt auf die Brust.

„Eine Macht von Frankreichs Gnaden,“ sagte er leise, „ein scheinbarer Glanz, aufgebaut auf Schmach und Elend des Vaterlandes! Welche Gefahren lauern neben den lodenden Gestalten, die aus dem Abgrunde zu mir heraufsteigen! Es wäre ein Spiel um das Dasein meines Hauses und meines Landes, und mir ist es nicht gegeben, ein Feldherr zu sein in den Schlachten dieses Jahrhunderts. Wohl wäre ich freudig vorangestürzt mit der Fahne und dem Schwert im blinkenden Waffenschmuck, als noch im ritterlichen Kampfe Mann gegen Mann einstand, aber niemals kann ich mit kaltblütiger Rechenkunst den Sieg gewinnen in dem Schachspiel um Menschenleben, das heute die Schlachten entscheidet.“

Er trat in sein Schlafzimmer und blieb vor einem Wandgemälde stehen, das von einer hochhängenden Ampel beleuchtet war und die Ritter des Kreuzes darstellte, wie sie den Lockungen der Luft widerstehen, durch welche sie abgelenkt werden sollen von dem Wege zu ihrem heiligen Ziel.

„Sie gingen vorwärts,“ sagte er, indem er sinnend zu dem Bilde aufblickte, „sie erkannten klar, daß es nur sündige, niedrige Lockung war, die sie ablenken wollte von ihrem Wege. Aber die Gestalten, die mich umschweben, zeigen mir edle, hohe Preise, und Männer, die meine Freunde sind, verlangen, daß ich ihnen folge.“

Er hob den Blick noch einmal gedankenvoll zu dem Bilde empor, dann, wie von einem inneren unwillkürlichen Drange getrieben, trat er wieder in den Hohenstaufenaal.

„Die Gestalten der Geschichte,“ sagte er, „von Künstlerhand verkörpert, haben mir ja oft schon Belehrung und Erleuchtung gegeben.“ Und der Reihe nach betrachtete er die großen Bilder an den Wänden, welche durch die zahlreichen Kerzen auf den Lüstern und Girandolen tageshell beleuchtet waren: Barbarossas Sieg bei Conium, die Demütigung der Mailänder und den Untergang des großen Hohenstaufen in dem Fluß Seleph.

Endlich blieb er vor dem Bilde stehen, das die Gefangennahme Konrads durch den Grafen Frangipani darstellt.

„Auch er“, sagte er, „hat um die Kaiserkrone gekämpft, die sein Ahnherr getragen, und er verlor das letzte Erbe seines Hauses, weil seine Hand nicht fest und stark genug war, siegreich das Schwert zu führen. Nur dem harten Sinn beugt sich das Schicksal. Sein Sinn war weich, dem Schönen zugewendet wie der meine, nicht gestählt für die harten Kämpfe dieses Lebens, und von hier zog er aus — von dieser Burg; hier grüßte er zum letztenmal das Vaterland, hier beschwor ihn die Mutter, abzustehen von seinem kühnen Beginnen.“

„Die Mutter!“ rief er, den Blick aufwärts richtend. „Ist das eine Erleuchtung? Ja, ja — der Mutter Herz fühlt besser, was dem Sohne frommt, als aller Klugen Klugheit es zu erkennen vermag.“

Er schritt dann weiter nach dem Welfensaal, der schon durch seine Inschrift den Taten Heinrichs des Löwen geweiht ist.

Er ging an den Bildern vorüber und stand dann vor dem großen Gemälde still, auf welchem in meisterhafter Darstellung der Kaiser Barbarossa den Löwenherzog ansieht, ihm und dem Reiche treu zu bleiben.

Lange blickte er schweigend auf das Bild.

„Als er München erbaute, der große Welfe,“ sagte er wie träumend, „hat er wohl nicht gedacht, daß einst in seiner Stadt ein anderes Geschlecht herrschen würde über sein Herzogtum Bayern. Er wies die Bitte des bedrängten Kaisers zurück in stolzem Sinn; er wollte nicht nach jenem der zweite sein, und darum gab er Deutschland der Gefahr des Unterganges preis. Hätte er dem Kaiser sich zugewendet in jener Stunde, so wäre vielleicht des Reiches Herrlichkeit nicht herabgesunken in die Ohnmacht langer, trauriger Jahrhunderte, und sein Haus wäre das erste geblieben nach den Hohenstaufen. Er hat das große Vaterland vergessen, darum hat die Geschichte seiner vergessen, und sein Geschlecht verschwand aus der Reihe der deutschen Fürsten!“

„Auch der Hohenzoller ringt heute um die einmütige Macht Deutschlands gegen das Welfschland; auch er bittet mich, für Deutschland an seiner Seite zu stehen. Wohl könnte auch in mir der Stolz des welfischen Löwen sich regen, denn auch die Mittelsbacher sind wohl wert, Feldherren der deutschen Heere zu sein, so gut wie die Hohenzollern; aber wenn des Löwen Arm zerbrach, als er eingriff in das Rad der Weltgeschichte, würde der meinige stark genug sein, den Schwung des Weltrades zu hemmen?“

Langsam, mit verschränkten Armen und gesenktem Haupte, schritt er weiter bis in das letzte Zimmer des Stodwerks. Er schlug die Augen auf

und schrak zusammen — das Ritterleben des Mittelalters war in den Wandgemälden dieses Zimmers dargestellt, und er stand gerade vor dem Bilde eines mittelalterlichen Tanzes, aus welchem ein junger Ritter ein Fräulein minniglich führt.

Leise flüsternd las er die Unterschrift dieses Bildes:

„Laß dort beim Tanz die Fadeln wehn,
Uns leuchten Himmelssterne,
Ich liebe dich! laß mich's gestehn,
Von allen Menschen ferne.“

„Vorbei, vorbei!“ seufzte er, schmerzvoll die Hand auf das Herz drückend; „es hat nicht sein sollen — der König soll wohl einsam sein — aber wo soll er Vertrauen finden nach solch bitterer Täuschung?“

Schnell trat er von dem Bilde fort.

Sein Blick fiel auf die Kaminwand und, leise die Lippen bewegend, las er die Inschrift auf derselben:

„Wenn grünes Waldgebirg durchzieht
Die Fee im Mondlichtschein,
Und eine Schar von Elfen flieht
Durch den bewegten Hain,
Dann steigt herauf die Ritterzeit,
Das Zaubern erschallt,
Und in dem Schlosse unentweht
Der Geist der Liebe walt.“

Lauter, mit bitterem Lachen, las er weiter:

„Ist auch die gold'ne Zeit dahin,
Wo Frauenehr' das Lösungswort,
Doch läßt für sie das Schwert uns ziehn,
In edlen Seelen lebt sie fort.“

Heller aber und freudiger wieder klang seine Stimme bei dem Schlußwort:

„Ich sehe ahnend sie erstehn,
Wo, Frauen, euch das alte Recht,
Wo wieder euch die Welt versteht
Und huld'gen wird ein neu Geschlecht.“

„Ja,“ rief er dann, „ja, so ist es, und wenn sie alle falsch und alle untreu wären, die eine ist es nicht — die Mutter hat Wahrheit für ihr Kind — die Wahrheit suche ich und weiß, wo ich sie finden kann.“

Er lehrte schnell in sein Zimmer zurück und bewegte eine goldene Glocke, die auf seinem Arbeitsstisch stand.

Fast unmittelbar, nachdem der helle Klang die Stille des Abends unterbrochen, trat der Kammerdiener Seif, ein Mann in den fünfziger Jahren, von strammer Haltung, mit einem Vollbart, den er als Vorrecht vor den übrigen Hofbedienten tragen durfte, herein und blieb neben der Schwelle der Tür stehen.

„Ist Ihre Majestät die Königin noch sichtbar?“ fragte der König im Ton freundlicher Herzlichkeit den alten Diener, der schon bei ihm gewesen, als er noch Kronprinz war.

„Zu Befehl, Majestät,“ erwiderte Seif, aus dessen treuen Augen innige Verehrung für seinen jugendlichen Herrn hervorleuchtete. „Ihre Majestät hat den Nachtdienst noch nicht befohlen und befindet sich noch in Allerhöchst ihrem Wohnzimmer.“

„So geh hinunter und melde mich!“ befahl der König, und zugleich folgte er dem voranschreitenden Kammerdiener.

Er stieg die Wendeltreppe hinab in das erste Stodwerk.

Bereits hielt der schnell vorausgeeilte Kammerdiener die Tür zu dem sogenannten Schwanenrittersaal geöffnet, welcher der Königin-Mutter als Vorzimmer diente.

Der Königin alter Kammerportier Batschneider ging schnell voran, und man hörte im zweiten Zimmer seine Meldung.

Der König schritt durch das Vertezimmer, dessen Bilder die Sage von der Geburt Karls des Großen darstellen, und trat endlich in das sogenannte Damenzimmer, das die Bilder deutschen Frauenlebens im Mittelalter als Kind, Jungfrau und Matrone, von verschiedenen Meistern gemalt, enthält und das durch einen Kronleuchter, eine Schwanengruppe darstellend, erhellt war. Überall in den Zimmern der Königin sah man den Schwan in allen Größen und Gestalten. Auf allen Tischen standen schwanenförmige Porzellanrasen, gefüllt mit den blauen Blüten des Enzians, der Lieblingsblume der Königin.

Fast an der Schwelle dieses Zimmers trat die Königin Marie, äußerst einfach in eine dunkle Seidenrobe gekleidet, ihrem Sohn entgegen.

Sie war damals fünfundvierzig Jahre alt. Ihre Gestalt, einst so elfenhaft und schlank, war ein wenig gebeugt; ein wehmütiger, schmerzlicher Ausdruck lag auf ihrem bleichen, edlen Gesicht, das, obwohl schon die Zeichen des herannahenden Alters tragend, doch noch die unverwischten Spuren jener so unendlich reizvollen und anmutigen Schönheit bewahrte, welche in ihrer Jugend alle Herzen ihr entgegenfliegen ließ, wo sie sich nur immer zeigte.

In dem Erkerzimmer dieses Zimmers war ein traulicher und behaglicher Plaz eingerichtet; um einen großen, von einer Astrallampe beleuchteten Tisch standen einige Sessel und ein kleines Kanapee mit wei-

chen Rissen, das sich gerade zwischen zwei Bildern befand, von denen das erste die Frau als Gattin und Mutter darstellt, während das zweite sie im Gebet vor einem Madonnenbilde zeigt.

Unter dem ersten Bilde steht die Inschrift:

„Rein Bild der Welt, sei's noch so reich,
Ist dem der Mutterfreuden gleich.“

Unter dem zweiten liest man:

„Die Sorge weicht, die Angst vergeht,
Spricht unser Herz ein fromm Gebet.“

War es Zufall oder Absicht, daß der Plak zwischen diesen beiden Bildern sich befand? Er hätte jedenfalls passender für das ganze Leben und den Sinn und Geist der Königin nicht ausgewählt werden können.

Bei Ihrer Majestät hatte ihre Hofdame, die Gräfin Fugger zu Glött, den Dienst. Ebenso einfach gekleidet wie ihre Herrin, hielt sie das Buch, aus dem sie der Königin vorgelesen, in der Hand und verneigte sich tief und zeremoniell beim Eintritt des Monarchen.

Der König küßte ehrfurchtsvoll und zugleich mit inniger Zärtlichkeit die Hand seiner Mutter.

„Ich freue mich deines Besuches, mein Sohn!“ sagte diese. „Ist meine Gesellschaft auch nicht geeignet, dir Erheiterung und Anregung zu bringen, so ist sie doch wohl besser als die Einsamkeit, in welche du dich zu oft und zu lange zurückziehst.“

„In der Einsamkeit findet man keine Täuschung und keine Falschheit, meine Mutter.“

„Aber auch keinen Rat, keinen Trost und keine Erfrischung, die doch der Mensch bedarf im Wechsel der lichten und dunklen Tage des Lebens.“ erwiderte die Königin, indem sie glücklich und sorgenvoll zugleich in das jugendlich schöne und doch so tiefernte Antlitz ihres Sohnes blickte.

„Trost und Erfrischung finde ich immer im Anblick meiner lieben Mutter,“ versetzte der König; „Rat komme ich mir zu holen und bin gewiß, daß ich ihn nirgends besser finden kann als bei ihr.“

Die Königin blickte forschend in das Gesicht ihres Sohnes, dessen Ausdruck ihr zeigte, daß es sich um eine ernste Frage handeln müsse.

„Ich danke Ihnen, liebe Gräfin,“ sagte sie dann zu ihrer Hofdame; „wir werden heute nicht mehr lesen; wollen Sie nur der guten Bumüller sagen, daß sie auf die Glocke meines Schlafzimmers kommen soll, wenn ich mich zur Ruhe begeben.“

Der König reichte der Gräfin Fugger die Hand, sprach flüchtig einige freundliche Worte mit ihr, und die Hofdame zog sich dann mit abermaliger tiefer Verbeugung zurück.

„Du suchst Rat bei mir, mein Sohn?“ fragte die Königin, indem sie auf ihren Sitz zurückkehrte und den König an ihre Seite winkte, „das macht mich glücklich, denn es beweist, daß du deine Mutter liebst und zu ihr Vertrauen hast. So ist doch die Unterschrift unter dem schönen Bilde dort über uns eine Wahrheit, und nichts kommt auf Erden dem Stolz und der Freude einer Mutter gleich! Doch bin ich wenig gerüstet, dir in deinen Regierungssorgen und Geschäften Rat zu geben, denn ich bin ja gewöhnt, nur im Gebet die Lösung aller Sorgen zu suchen,“ fügte sie hinzu, indem sie, halb sich umwendend, zu dem zweiten Bilde aufblickte.

„Ich habe gebetet, meine Mutter, in Tönen,“ erwiderte der König, indem er zärtlich die Hand seiner Mutter streichelte, „und dennoch haben meine Sorgen und Zweifel keine Lösung gefunden.“

„Ich hörte dich Handels Ade Maria spielen, und mit Andacht lauschte ich den Tönen, die wie vom Himmel herabklangen; mir haben sie viel Frieden und Ergebung in die Seele getragen. Doch sage mir, was dich drückt, ob ich dir raten kann, weiß ich nicht, aber teilen will ich gern deine Sorgen mit dir, das erleichtert ihre Last.“

Der König blickte eine Zeitlang sinnend vor sich hin.

„Ich stand eben“, sagte er dann, „oben im Welfensaal vor dem Bilde Heinrichs des Löwen, wie er Barbarossas Bitten um seinen Beistand zurückweist.“

Ein Blick flammte in den Augen der Königin auf.

„Das“, fragte sie, „war das Bild deiner Sorge, deiner Zweifel?“

Der König neigte noch tiefer das Haupt.

„Oh“, rief die Königin, „noch bist du mir nicht fremd geworden, mein Sohn, denn noch vermag ich's, in deinem Herzen zu lesen, noch vermag ich es zu verstehen, was dich bewegt! In jenem welfischen Löwenherzog hast du dich selbst erblickt, und was seine Brust bewegt haben mag in jenem Augenblick, das klang in der deinen wider.“

„Und mußte es das nicht?“ fragte er, indem er sich zärtlich zu seiner Mutter herüberneigte; „ist es nicht so ganz ähnlich, was damals geschah,

und was heute geschehen soll? In der Hand jenes Welfen, der um jene Zeit auf dem Herzogsstuhl von Bayern saß, ruhte die Entscheidung in einem großen Kampf, den der Hohenstaufe führte für Deutschlands Macht, die er in seiner Hand, der Welt zum Trost, vereinigen wollte. Was damals der Hohenstaufe erstrebte, das erstrebt heute der Hohenzoller, und in meiner Hand liegt vielleicht die Entscheidung über des Kampfes Ausgang; meinem Beispiel wird der Süden folgen, Österreich steht hinter uns; dann wird der Kampf schwer, unendlich schwer für Preußen, wenn wir an seinen Grenzen stehen, wenn Preußen mit uns rechnen, uns überwachen muß, und wenn es dann vielleicht in schwankenden Kämpfen unseren Schutz, vielleicht unsere Schonung teuer zu erkaufen gezwungen ist. Habe ich nicht das Recht, zu fühlen, was Heinrich der Löwe fühlte in jenem Augenblick? Hat der Wittelsbacher nicht ein älteres Recht noch an Deutschland als der Hohenzoller?“

„Ich verstehe dich, mein Sohn,“ sagte die Königin, indem sie die beiden Hände des Königs in die ihrigen legte und ihm tief in die Augen sah, die er fragend zu ihr aufschlug; „ich verstehe dich, aber ich sage dir: „Nein, du hast ein solches Recht nicht! Die Geschichte erkennt kein Recht an, das nicht mit starker Hand erkämpft und festgehalten wird. Du weißt, mein Sohn, daß ich mit ganzem Herzen und ganzem Sinn übergegangen bin in das Haus der Wittelsbacher, dessen Namen ich trage und dem meine Söhne angehören, aber dennoch fließt auch das Blut der Hohenzollern in meinen Adern, dennoch fühle ich und verstehe ich den Beruf, den sie errungen und erstritten haben in Deutschland, während deine Vorfahren ihre alten Rechte verjähren ließen. Meine Sehnsucht ist es, für dich den ersten Platz in dem neu erwachenden Deutschland zu gewinnen — dann mögen die Jahrhunderte ihren Weg machen. Auch die Hohenzollern können versinken im Strom der Zeit, wie so manche Geschlechter schon versunken sind, und wenn Gott unser Haus erhalten will — wenn es stets treu im

Bunde zu den Führern Deutschlands steht, so kann es dann der Erbe sein der volkstümlichen Fürstenmacht. Was hat Bayern jemals Gutes gehabt von Österreich? Hat nicht jener zweite Joseph schon unser Land erkaufen wollen von der russischen Katharina? Preußen, mein Sohn, ist der sichere, der wahre Verbündete deines Reiches, und schwer schon haben wir leiden müssen darunter, daß dies vor vier Jahren verkannt wurde.“

Wieder sah der König in tiefem Sinnen eine Zeitlang da.

„Du zeigst mir nach Jahrhunderten für unser Haus die Möglichkeit der Erbschaft einer Macht, welche noch nicht erstanden ist, und welche vielleicht niemals entstehen wird, wenn ich ihr nicht zur Seite trete in diesem Augenblick des entscheidenden Kampfes. Ich“, rief er, sich hoch aufrichtend, „kann vielleicht den Krieg verhindern, vielleicht ihn zum Nachteil Preußens wenden, und wenn dies geschieht, dann wird der Süden über dem Norden stehen, und mein wird das Schiedsrichteramt sein in Deutschland.“

Bau der Überlandzentrale

Von Otto Ludwig

Ärte fällen dicke Bäume,
Schreie scheuchen Waldesträume;
Schweigen flieht dem flinken Schaffen,
Lichte, lange Schneiden lassen.
Aus den lärmdurchtobten Gründen
Wald und Vogel rasch verschwinden.
Schattendunkel schreut das Schreillen,
Klirren, Klingen, Klopfen, Brüllen!
Dröhnend von den Hügeln schallen,
Motorschlepper polternd knallen,
Kriechen keuchend, heben Lasten,
Winden knarrend mächtig Massen.
Sträucher knicken, Äste prasseln,
Seile zerren, Räder rasseln!
Durch des Tals vertrieb'ne Stille
Wuchtet schonungsloser Wille!
Und des Forstes Raun'n und Beben
Weicht dem andachtsfremden Leben.
Eichentrümmer, Tannensplitter
Zeigen zornig wüste Spuren. —
Traurig sieht des Waldes Hüter
Tiefe Wunden grüner Fluren. —
Siegreich über lichte Wipfel
Schwingen Fäden
Betonierte Mastengipfel
Halt den Drähten!
Was dem Beile fiel zum Raube
Schlummert unter welkem Laube.
Blätterrauschen längst verklungen,
Bald vergessen, hingefunken
Unter siegberauschten Funken!

„Und umgekehrt,“ rief die Königin, „wenn dennoch Preußen siegen sollte, so wird schwere Rache uns treffen. Denke an den letzten Welfen in Hannover, der des Löwenherzogs Beispiel nachahmen wollte, als auch er vor die Wahl gestellt wurde. Doch“, fuhr sie dann ruhiger fort, indem sie wieder des Königs Hände in die ihrigen nahm, „das soll kein Grund für dich sein. Ich weiß wohl, daß die Furcht keinen Eingang findet in deinem Herzen, und daß ein König Großes wagen muß, um Großes zu gewinnen; aber bei Gott, der Gewinn muß hoch sein, unendlich hoch, wenn er den Einsatz der Krone wert sein soll, und was hast du zu gewinnen, wenn alles käme, wie ich nicht glaube, daß es kommen kann und wird? Gelänge es deinem Einspruch, deiner Zurückhaltung, den Krieg zu verhindern oder gar zum Nachteil Preußens zu wenden, du, mein Sohn, würdest nur eine giftige, bittere Frucht davontragen. Glaube mir, mag nach dem Buchstaben des Vertrages deine Pflicht zur Waffengemeinschaft mit Preußen klar sein oder nicht —“

„Sie ist es nicht,“ sagte der König, „denn viele der Besten im Lande zweifeln — die Vertreter des Volkes zweifeln, und von gar vielen Seiten beschwört man mich, zurückzutreten von dem Kampfe, der nur für Preußen und seinen Ehrgeiz geführt werde.“

„Sie haben unrecht, tausendmal unrecht, die so sprechen!“ rief die Königin. „Der Ehrgeiz der Hohenzollern, den sie in sich tragen müssen, wenn sie ihres Namens wert sein wollen, fällt heute zusammen mit der heiligsten Sehnsucht des ganzen deutschen Volkes nach einiger Macht. Des ganzen deutschen Volkes edelste Hoffnung verkörpert sich heute in dem König von Preußen; das ist eine Wahrheit der Geschichte, die ein Wittelsbacher vielleicht beklagen kann, die er aber nicht verkennen und leugnen darf: Wenn es heute gelänge, diese Hoffnung abermals zu zerschlagen, wenn abermals vielleicht französische Heere in Deutschland verheerend einzögen und wenn an deinem Namen die Schuld dafür haftete, dann wäre alles, was du für dich und Bayern gewinnen könntest, dennoch schwerer Verlust; der Name der Wittelsbacher wäre losgelöst von dem Bewußtsein des Volkes, und käme die Stunde der Reue auch spät, sie würde kommen, und diejenigen, die dich heute drängen möchten, dem Beispiel des welfischen Löwen zu folgen, sie würden sich von dir wenden und ihre Hände in Unschuld waschen, wenn des deutschen Volkes Verwünschungen sich gegen dich erheben. Aber wenn du jetzt eintrittst, mein Sohn, für Deutschlands Ehre und Größe, wenn du des Wittelsbachers stolzen Platz einnimmst an der Seite des Hohenzollern, der, so mächtig er auch geworden, dennoch deiner bedarf, wie Barbarossa Heinrichs des Löwen bedurfte, um mit gewaltigem Schlage den Feind zu vernichten und Deutschland aufzurichten zu langersehnter Höhe — dann, mein Sohn, wird deine Name und der Name deines Hauses hell durch alle deutschen Herzen klingen, das Geschlecht der Wittelsbacher wird von neuem mit Deutschland verbunden sein in einigem Herzschlag, und niemals wird das Geschick des Vaterlandes sich vollziehen können, ohne daß das Geschlecht der Wittelsbacher schwer in die Waagschale der Entscheidung fällt. Der zweite zu sein im mächtigen Deutschland, das hoch voransteht im Rat der Völker, getragen von der Liebe des ganzen Volkes, ein Wächter der Freiheit und des Rechts, auch den Mächtigsten gegenüber, das ist wahrlich edler und schöner, als — auch wenn es gelänge — der erste zu werden in dem erniedrigten, zerrissenen Vaterland, fremder Macht gehorham und beladen mit den Verwünschungen des Volkes!“

Die Königin hatte lebhafter gesprochen als sonst. Ihre meist etwas matte, leise Stimme war angeschwollen zu kräftigen, vollen Tönen.

Der König war aufgestanden. Seine Augen blühten. Eine feine Röte färbte seine Wangen. Als die Königin geendet, beugte er das Knie vor ihr, küßte zärtlich ihre Hände und rief, mit leuchtenden Blicken zu ihr aufschauend:

„Das ist die Wahrheit! Der gute Geist unseres Hauses und der Geist des deutschen Volkes hat durch deinen Mund zu mir gesprochen, meine Mutter! Ich wußte es ja, daß ich bei dir Rat und Erleuchtung finden würde, und ich habe sie gefunden. Mag nun das Schicksal seinen Weg gehen, mag sich's wenden, wie es will, in mir ist Klarheit. Weit hinaus sehe ich den Weg vor mir, den deine Hand mir gezeigt, und nichts soll mich irre machen, ihm zu folgen. Dank, tausend Dank, meine Mutter — Dank vom Könige — Dank von deinem Sohne!“

Die Königin beugte sich herab, schloß ihn innig in ihre Arme und küßte seine Stirn. Dann sprang er auf.

„Lebe wohl, meine Mutter,“ rief er, „du bedarfst des Schlafes. Mich treibt es hinaus in die herrliche Natur. Nun, da es lichter auch in mir geworden ist, sehne ich mich, durch die Nacht dahinzuschliefen — muß es nicht Tag werden ringsum, wenn es licht und klar ist in des Königs Seele?“

Noch einmal küßte er die Hand der Königin, dann stürmte er hinaus. Vor der Tür des Vorzimmers erwartete ihn der Kammerdiener Seif, der sich mit Herrn Basschneider leise flüsternd unterhalten hatte, und flog beim Herannahen des Königs eilig die Wendeltreppe hinauf, um oben die Türen zu öffnen.

Die Königin sah ihrem Sohn lange mit feuchten Augen nach.

„Gott segne ihn,“ sagte sie; „wie gut ist er — wie edel — wie treu! O, daß es mir vergönnt wäre, immer Licht und Wahrheit in seine Seele zu gießen — o, daß ich ihm ersehen, ihm wieder schaffen könnte, was er so heiß ersehnt und so schmerzlich verloren hat: ein treues, liebendes

Herz, das in sanfter Führung einen wilden, oft unbändigen Sinn an den Abgründen vorbeileitet!“

Sie stand noch einen Augenblick mit gefalteten Händen vor dem Bilde der zur Madonna betenden Mutter.

Dann plötzlich zuckte sie zusammen wie von einem Schauer erfaßt und blickte starr in eine Ecke des Zimmers.

„Woher kommt mir heute diese furchtbare Erinnerung?“ sagte sie, mit der Hand über die Augen fahrend, als ob sie ein entsetzliches Gesicht verschrecken wollte; „die Erinnerung an jenes unglückselige Fest, bei welchem ich, dem sogenannten Aberglauben zu trotzen, den alten Schmutz jener Gräfin von Orlamünde tragen mußte, die ihre Söhne opferte einer sündigen Liebe. Ein bleiches Frauenbild mit drohenden, starren Augen erschien mir in der folgenden Nacht im Traum — sie stand neben mir — sie streckte die Hand nach mir aus, ihre blutigen Lippen bewegten sich — ich vernahm keinen Ton, aber ich wußte, daß es ein Fluch war, der auf ihren Lippen schwebte. Jäh erwachend, glaubte ich sie immer noch vor mir zu sehen, bis meine Frauen kamen und mich verwundert fragten, warum ich um Hilfe gerufen. Ich sagte nichts von meinem Traum — man gab mir ein leichtes Mittel, die Nerven zu beruhigen — man hätte gelacht, würde ich von meinem Traum gesprochen haben — aber unmittelbar darauf starb mein Gemahl, plötzlich und unerwartet, und vier Mitglieder des königlichen Hauses sanken in schneller Folge nach ihm in das Grab. Ich zitterte für meine Söhne — über sie aber schien der Fluch der weißen Frau keine Macht zu haben! — Die Jahre sind vergangen,“ fuhr die Königin mit dumpfem Ton fort, „und ich vergaß jenes schauerlichen Traumes, bis jetzt mit einmal, da ich meinem Sohn nachblide, Mutterfreude und Mutterstolz im Herzen, jene schauerlichen Erinnerungen wie mit eisiger Grabeskälte wieder heraufsteigen aus den Tiefen meiner Seele! — Ja, ja!“ rief sie mit schwer arbeitender Brust, die Hände wie zur Abwehr ausstreckend und weit die Augen öffnend, „ja, ja, dort steht sie — von den weißen Spitzen wie von einem Nebel umflossen — die Augen brennend auf mich geheftet — sie trägt den unglückseligen Schmutz, den ich damals vermaßen angelegt — in blutigem Glanze strahlen die Steine aus dem Nebel hervor — sie streckt die Hand aus — hierher, wo eben noch mein Sohn ein Liebeswort zu mir sprach und von seines Hauses Zukunft träumte — ja — ja — berühre mich in Haupt, unglückseliger Schatten, wenn du ein Opfer verlangst, aber weiche zurück von meinem Sohne!“

Die Königin war, von Entsetzen und Schauern geschüttelt, bis ganz an die Wand zurückgewichen, so daß sie unter dem Bilde der betenden Mutter stand.

„Laß ab,“ rief sie, „laß ab! Wie diese Mutter in ihrem Bilde rufe ich die jungfräuliche Himmelskönigin an zum Schutze für meinen Sohn! Vor ihr hat der Fluch keine Macht — vor ihr muß der höllische Spuk zurückfinken in den Abgrund der Finsternis. — Die entsetzliche Gestalt weicht,“ rief sie atemlos, „sie sinkt hinab in den Boden, aber ihre blassen Lippen lächeln höhnisch und drohend zu mir herüber!“

Einen Augenblick noch starrte die Königin in die Ecke des Zimmers, dann fuhr sie mit der Hand über ihre Stirn und sagte:

„Es ist nicht wahr — es kann nicht sein — die Unterredung hat mich aufgeregt — mein unruhiger Sinn spiegelt mir ein vergangenes Traumbild vor.“

Sie versuchte zu lächeln, aber neue Schauer schüttelten sie, und noch einmal ängstlich nach der Zimmerecke hinblickend, eilte sie schwankenden Schrittes nach ihrem Schlafgemach.

Mit zitternder Hand bewegte sie die Glocke. Auf den hellen Ton derselben erschien ihre alte Kammerfrau Zumüller mit zwei Garderobenjungfern. Sie fand die Königin totenbleich, mit geschlossenen Augen in ihrem Lehnstuhl ruhend.

„Es ist nichts,“ antwortete die hohe Frau auf die besorgte Frage der alten Dienerin; „ich bin angegriffen und erschöpft — die Ruhe wird mir wohlthun.“

Bald verloschten die Lichter im ersten Stockwerk, und nur das Mondlicht spiegelte sich in den hohen Fenstern. Die treue Dienerin aber zog einen Lehnstuhl neben die Tür des Schlafzimmers der Königin. Lauschend blieb sie dort noch lange sitzen, und zuweilen schien es ihr, als ob sie Seufzer und leises Schluchzen höre. Sie wagte nicht einzutreten, da kein Ruf und kein Glockenzeichen erklang, aber mit gefalteten Händen betete sie leise und inbrünstig, daß Gott allen Kummer gnädig abwenden möge von ihrer teuren Herrin und dem ganzen königlichen Hause.

Der König befahl, als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, sein Leibpferd zu füttern.

„Ammon und Hornig sollen mich begleiten!“ sagte er.

Und als dann Seif seine Befehle dem dienstuenden Lakai übermittelt hatte, zog er sich in sein Schlafabietztür zurück. In ungeduldiger Hast warf er den Hausrock ab, um sein Reitkostüm anzulegen — zierliche, glänzende Stiefel mit goldenen Sporen, einen grünen Rock, dessen eng anschließender, eigenartiger Schnitt die Schönheit der herrlichen, schlanken Gestalt ganz besonders hervortreten und den König wie einen ritterlichen Jäger des Mittelalters erscheinen ließ. Er drückte dann einen kleinen Hut auf das lockige Haar, nahm die zierliche Reitgerte aus den Händen des Kammerdieners und stürmte die Treppe so eilig hinab, daß Seif ihm kaum zu folgen vermochte.

In dem stillen Schloßhofs, in welchem die Rosen dufteten und die Wasser der Springbrunnen schimmernd im Mondstrahl rauschten, standen die Pferde bereit: für den König ein edler, arabischer Schimmelhengst, der, prachtvoll gezäumt und von zwei Reitknechten gehalten, ungeduldig mit dem Huf den Kies aufwühlte, dahinter zwei andere edle Pferde, deren jedes ein Stallmeister, den Hut in der Hand, in militärischer Haltung am Zügel hielt.

Der König streichelte den Hals seines Pferdes, das freudig wiehern seinen Herrn begrüßte und einen Augenblick wie lieblos den schönen Kopf auf dessen Schulter legte, dann schwang er sich in den Sattel.

In demselben Augenblick bestiegen mit der Präzision eines militärischen Manövers die beiden Stallmeister ihre Pferde und folgten nebeneinander, genau dieselbe Distanz einhaltend, ihrem Herrn, der langsam dem Tore zuritt.

Weit offen standen die Torflügel, daneben der Rastellan in voller Livree, den Hut in der Hand.

Noch im Schritt ritt der König durch die hallende Wölbung des Tores, dann, als er auf die von hochragenden Buchen und Linden eingefasste Fahrstraße kam, sprengte er, die breite Brust zu einem tiefen Atemzuge ausdehnend, in langem Galopp auf dem Wege hin, der über den Schützensteig nach Partentkirchen zu führt.

Drittes Kapitel.

In den ersten Tagen nach seiner Rückkehr hatte Alisi Breitlinger an jedem Abend, wenn die Sterne aufgingen und dann der Mond emporstieg über die düstige Landschaft, Maria Borischa unter der großen Buche am Isaruser gefunden.

Den Tag über war er beschäftigt, seinem Vater zur Hand zu gehen und sich wieder zurechtzufinden in der Wirtschaft des Almenhofes, und auch Maria Borischa schaffte eifrig am Tage auf dem Rüdenhofe, nur ging sie nicht hinaus auf das Feld, wo sie ja sonst auch wohl die Knechte und Mägde beaufsichtigt hatte und dem Alisi begegnet war am Rain und im Aferholz; sie wollte ihn nicht sehen vor anderen Leuten; sie hatte sich's versprechen lassen, daß er, wenn er ihr je auf der Gasse begegnen sollte, mit kurzem Gruß an ihr vorübergehen und sie nicht anreden würde. „Denn“, sagte sie, „ich kann meine Liebe nicht zurückdrängen in mein Herz; ich kann nicht lügen — mit den Augen nicht und auch nicht mit den Lippen, und darum sollen uns die Menschen nicht zusammen sehen, bevor alles klar geworden ist und bevor wir Hand in Hand vor aller Welt einhergehen können.“

So trafen sie sich denn nur am stillen, lauschigen Abend, wenn die Natur schlief und nur die Sterne und die duftigen Blüten der Nacht noch wachten.

Der Almenbauer merkte es niemals, daß Alisi noch seine Kammer verließ, wenn die Abendgäste heimgegangen waren, und der alte Buchlechner war es ja immer gewohnt, daß Maria Borischa abends noch spät draußen zu den Sternen aufschaute oder dem Lauf der rieselnden Wellen folgte; er störte sie nicht in ihrem Wesen — das war ja ihrer Mutter Art, und er wußte ja, daß das Mädchen nicht anders könnte, als dem geheimnisvollen Zuge zu folgen, der sie mit der Natur verband und sie die Stimmen des Waldes und die Schrift der Sterne verstehen ließ.

Wohl hatte Alisi, wenn sie an seiner Brust ruhte und mit den strahlenden Augen zu ihm aufsaß, daß es ihm wie eine volle, warme Lichtflut zum Herzen drang, sie gemahnt, ein Ende zu machen und mit ihrem Vater die Sache ins reine zu bringen, aber jedesmal hatte sie dann ihn zurückgewiesen und sinnend und kopfschüttelnd gesagt: „Laß mich — noch ist es nicht Zeit — noch sehe ich nicht klar.“ Er drängte sie dann nicht weiter; hatte doch dies märchenhafte Geheimnis seiner Liebe einen wunderbaren Reiz für ihn, und oft schien es ihm, als müsse der elfenhafte Schmelz, der wie auf den Flügeln eines Nachtfalters über Maria Borischa ausgebreitet lag, verschwinden, wenn sie an seiner Seite als Regentin des Almenhofes sich mit des Tages Last und Mühen plagten würde.

So verflossen ihnen glückliche Tage in süßem Geheimnis, das sie bewahrt wußten von der Stille der Nacht und das keine Vertrauten hatte als die Sterne des Himmels und die Geister, welche über den Wellen des Flusses und den Tauperlen der Gräser auf silbernen Mondstrahlen dahinschwebten und mit denen Maria Borischa zuweilen so vertraulich und verständnisvoll sprach, daß Alisi im Rauschen des Nachtwindes und im zitternden Wispern der Blätter die flüsternde Antwort zu hören glaubte. Die Sterne verrieten sie nicht, und die Nachtgeister, wenn sie wirklich da waren und Maria Borischas leise Liebesbekenntnisse hörten, taten es auch nicht.

Aber sie waren es nicht allein geblieben, die das süße Geheimnis kannten; ein Menschenauge und ein Menschenohr hatte den Weg dazu gefunden, und die Menschen sind ja oft die schlimmsten Feinde untereinander.

Noch oben über dem Dorfe Beuerwald, wo die Berge nach Kreut zu dem Alpenpaß aufsteigen, wohnte in einer kleinen Hütte am Waldestrand eine alte Frau, die man in der ganzen Gegend unter dem Namen der Kräuterhanni kannte. Sie hieß eigentlich Johanna Greiterin, aber das wußte außer dem Bezirks- und Gemeindeamt kaum jemand.

Seit Jahren wohnte sie dort oben. Ihr Mann war Wildwarter gewesen im Dienste der gräflichen Guts herrschaft, und sie war als muntere junge Frau in das Haus eingezogen. Ein schmucker Zube wuchs kräftig heran, und alles schien fröhlich und glücklich in dem einsamen Waldhause, bis einst der Wildwarter Greiter im Wald erschossen gefunden wurde.

Man hatte lange gesucht nach dem Täter, aber vergeblich. Verdächtige Wilderer, denen man die Tat zumutete, hatten ihre Anwesenheit an anderen Orten nachweisen können, und so blieb die Sache trotz aller Nachforschungen unaufgeklärt.

Die Witwe Greiter, welche auf so schauerlich-plötzliche Weise ihren Mann verlor, wurde seit jener Zeit scheu und menschenfeindlich, und auch als sie ein halbes Jahr nach dem Tode des Wildwarters eine Tochter zur Welt brachte, änderte das nichts in ihrer verschlossenen Zurückhaltung von allem Verkehr.

Ihr war von der Guts herrschaft das kleine Haus mit etwas Acker und Weide gelassen worden, da bei einer neuen Forsteinteilung andere Bezirke eingerichtet wurden, und so lebte sie denn einsam dort oben mit ihren beiden Kindern. Sie schickte dieselben pflichtschuldig zur Schule, ließ sie auch zur ersten heiligen Kommunion gehen und firmen, aber weder der Seppel noch die Rosel hielten freundschaftlichen Umgang mit den anderen Kindern des Dorfes, denn die schroffe Zurückhaltung ihrer Mutter erzeugte feindliche Scheu bei den Leuten von Beuernwald, und bald tat der Aberglaube das seine, um diese Scheu noch zu vermehren.

Um den schmalen Ertrag ihres kleinen Acker und einiger Ziegen zu mehren, suchte die Greiterin in den Wäldern heilkräftige Kräuter, die sie an die Apotheken der nächsten Ortschaften verkaufte. Von dem Erlös bestritt sie dann die baren Auslagen für ihre Wirtschaft und die Erziehung ihrer Kinder. Sie kannte die Kräfte der Kräuter besser als irgend jemand; sie wußte dieselben in bestimmten Nächten, wie man sich zuflüsterte, zu pflücken; sie braute auch selbst Tränke daraus, und wunderbar eifrig war sie, damit Kranken zu helfen. Oft war sie trotz ihrer sonstigen Menschenfeindlichkeit im Abenddunkel in Häuser gekommen, wo ein Kranker lag, um demselben ihre Mittel zu bringen, niemals hatten sie geschadet und oft schnelle Heilung gebracht. Sie nahm nie Bezahlung für solche Dienstleistungen, und die Leute, welche die Mühe und Ausgabe beim Aufsuchen des entfernt wohnenden Arztes scheuten, hatten sich daran gewöhnt, in allen Krankheitsfällen die Kräuterhanni zu holen, die niemals auf einen solchen Ruf ihre Dienste verweigerte.

Der Almenbauer, ein aufgeklärter Mann, hatte die Frau wegen dieses Treibens angezeigt, wie er es als Gemeindevorstand nach dem Gesetz für seine Pflicht hielt. Die Kräuterhanni war aber freigesprochen worden, weil sie bei ihren Kuren nur unschädliche Säfte verwendet und immer gute Erfolge erreicht hatte. Sie setzte nachdem unbehelligt ihre Kräuterkuren fort, hatte aber einen tiefen Haß auf den Almenbauer geworfen und verbot ihrem Seppel den Umgang mit dem Alisi, dem einzigen Bauernsohn des Dorfes, der dem armen verwaisenen Knaben freundlich entgegengekommen war.

So waren die Jahre hingegangen. Eine neue Generation war herangewachsen in der abergläubischen Scheu vor der alten Kräuterhanni, der man aus dem Wege ging und die man im stillen eine Hexe nannte.

Die Kräuterhanni konnte noch nicht so gar alt sein, aber ihr Gesicht war von tiefen Runzeln durchzogen, ihre Augen lagen weit zurück, und sie hatte einen starren, unheimlichen Blick; ihr Rücken war gekrümmt, wenn sie, auf den langen Stab gestützt, den Korb über der Schulter, die Wälder durchstreifte; ihr ergrautes Haar hing ungepflegt um den Kopf, und ihre ganze Erscheinung war vollkommen geeignet, sie als eine unheimliche Waldhexe gelten zu lassen.

Anders war es mit ihren Kindern.

Der Seppel war ein schöner, kräftiger, schlanker Bursch geworden, nach dem wohl manche Dirne in Beuernwald ausgeschaut haben würde, wenn er nicht eben der Sohn der Kräuterhanni gewesen wäre, und die Rosel war ein schönes Mädchen geworden, die sogar etwas Vornehmes und Apartes an sich hatte; nur war ihr Gesicht so weiß wie ein Leintuch, niemals färbten sich ihre Wangen, und die dunkelblauen Augen leuchteten oft wie gespenstisch aus dem blassen Gesicht hervor. Das kam daher, weil das Kind unter so großem Kummer seiner Mutter nach des Vaters schrecklichem Tode geboren worden war, so sagten die Verständigen; die meisten aber im Dorfe meinten, das Mädchen sei von Gott gezeichnet und entweder zu großem Glück oder zu großem Unglück bestimmt, und von solchen Menschen, die Gott gezeichnet, müsse man sich fernhalten, um nicht in ihr Schicksal mit hineingerissen zu werden.

Der Seppel und die Rosel, welche also keinen Platz fanden und keine Freunde unter ihren Genossen, waren darum fortgegangen nach dem Bade Kreut, wo sie im Dienst stand im Badehotel, während er den Fremden als Führer diente und auf einem Rollstuhl die Kranken in die Berge fuhr. Sie verdienten viel Geld für ihre Verhältnisse, und ihre Mutter hatte nicht mehr nötig, mühsam ihren kleinen Acker zu bestellen, aber das Kräutertreiben trieb sie eifrig fort, und wo sie konnte, half sie den Kranken wie früher mit ihren Mitteln.

Sie wohnte ganz allein dort oben. Niemals sah man sie im Tale; wo man sie zu Hilfe rief, kam sie nur in der Dunkelheit. Nie besuchte sie

die Kirche, aber doch mußte sie wohl nicht eine schlimme Heidin sein, denn der Warrer Martel stieg zuweilen hinauf und sprach dann lange mit ihr, und mehrmals war sie von Leuten, die die Wälder durchstreiften und ihrer Hütte nahe kamen, gesehen worden, wie sie vor ihrer Tür auf die Knie sank und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte, wenn vom Tal herauf die Kirchenglocken klangen.

Das war die alte Kräuterhanni, welche eines Abends im Mondlicht umherstreifte, und, bald hier, bald dort umherspähend, herabgesiegen war zu dem Gebüsch am Ufer des rieselnden, silberschimmernden Flusses. Als sie leise und unhörbar durch das Buschwerk glitt, mit ihrem Stab die Zweige auseinander biegend, hörte sie plötzlich Stimmen in der Nähe.

Sie bog sich vor, bis sie durch das Blätterwerk hinausbliden konnte zu dem Platz unter der großen Buche, und da sah sie den Alisi unter dem Baum sitzen, in seinem Arm ruhte Maria Borischa, das Haupt an seine Schulter gelehnt, zu den Sternen aufblickend und leise Worte flüsternd, als ob sie dem entzückt Lauschenden die goldene Schrift des Nachthimmels erklären wollte.

Ein feindlicher Blick sprühte aus den Augen der Alten. Schnell zog sie sich wieder zurück in das dicke Gebüsch, und dann, leiser als vorher durch die Blätter dahingleitend, flüsterte sie vor sich hin:

„Das könnte dem Almenbauer wohl passen, wenn er sich so aus aller Not retten könnte durch die reiche Schwiegertochter vom Rüdénhof; aber dem Rüdénbauer, denke ich, wird es nicht recht sein, und der Breitlinger verdient es auch nicht um mich, da er mir so tüdlich hat den Weg versperren und mich hindern wollen, Leiden zu lindern und Menschenleben zu retten.“

Sie verschwand tiefer im dunklen Wald, während der Mond sein freundliches Licht auf die Glüdlichen herabstrahlte, die nicht ahnten, daß ein menschliches Auge sie gesehen.

Am andern Morgen ging der Rüdénbauer über seine Wiese am Ufer-
rain, um nach dem Graswuchs zu sehen. Da stand, plötzlich aus dem Buschwerk am Rande des Gehölzes hervortretend, die Kräuterhanni vor ihm.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte sie mit ihrer rauhen, heiseren Stimme.

Der Rüdénbauer erwiderte den Gruß nur mit einem stummen, mürrischen Kopfnicken und wollte auf dem Wiesenrain an der Alten vorbeistreiten.

Diese aber sagte lachend:

„Ihr seid wohl so stolz, weil Eure Tochter einen so schönen und so vornehmen Hochzeiter gefunden hat?“

„Was sprichst du da, Weib?“ entgegnete der Bauer finster; „treibe deinen Scherz mit anderen, aber mir geh aus dem Wege, das rate ich dir!“

„Es ist ja freilich auch eine große Ehre,“ sagte die Alte, ohne aus seinem Wege zu weichen, „den Sohn des Almenbauern, der doch der erste im Dorf ist, zum Schwiegersohn zu bekommen, zumal es ja nicht so ganz richtig ist mit des Rüdénbauern Tochter; ein anderer würde es vielleicht genauer nehmen mit dem Zigeunerblut.“

Buchlechner hob drohend seinen Stod, sein Gesicht wurde erdfahl, wilder Zorn loderte aus seinen Augen.

„Zum Teufel mit dir, verfluchte Hexe!“ rief er, „oder ich vergesse, daß du ein krüppelhaftes Weib bist und schlage dich nieder!“

„Gemach, gemacht, Rüdénbauer!“ sagte die Alte, „wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so geht abends, wenn der Mond heraufsteigt, unter die große Buche dort, da werdet Ihr sehen, daß der schmutze Chevauxleger des Almenbauern Euch die Ehre antut, Eure Maria Borischa hübsch zu finden; aber Ihr braucht darum noch nicht hochmütig und feindlich gegen mich zu sein, wie der Friedel Breitlinger, der alles anbietet, um mich an meinem Gotteswerk zu hindern, und nicht leiden will, daß ich den armen Kranken Gesundheit bringe.“

Sie verschwand unter den Zweigen, und noch lange klang ihr höhnisches Lachen aus dem Gebüsch hervor.

Der Rüdénbauer blickte ihr starr und finster nach. Er machte eine Bewegung, als ob er sie verfolgen wollte; dann aber lehrte er sich kurz um und ging, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und seinen Stod heftig in die Erde stoßend, nach dem Hofe zurück.

Den ganzen Tag sprach er noch weniger als sonst; oft ruhten seine Blicke finster auf seiner Tochter, als ob sie forschend in ihre Seele dringen wollten. Sie aber bemerkte es nicht, ihre Gedanken waren ja ganz beschäftigt mit dem einen Gegenstand, der sie mit seliger Wonne und zugleich mit unbestimmter Bangigkeit erfüllte.

Am Abend ging sie wie immer zu dem Platz unter der alten Buche am Flußufer. Die süße, duftige Ruhe der letzten Nächte lagerte nicht mehr auf der Gegenb, die Menschen schliefen, aber die Natur war unruhig bewegt, ein feuchter Wind strich heftig über die Felder und be-

wegte die Bäume hin und her; die Sterne schimmerten matt und trübe, und die bleiche Mondscheibe wurde häufig von vorüberziehenden Wolken verhüllt, welche sich oft zu einem Wetter zusammenballen wollten, aber immer wieder von dem stärker und stärker brausenden Wind auseinandergejagt wurden.

Maria Borischa kannte keine Furcht, und doch durchschauerte es sie, als die Zweige der mächtigen Buchenkrone unter dem Winde ächzten und die Wolken Schatten gespensterhaft über die Wiesen und die ausgewählten Wellen des Flusses dahinflossen.

Lange wartete sie nicht. Schnelle Schritte kamen heran; Alisi schloß sie in seine Arme. Aber nicht wie sonst hielt er sie lange umschlungen, flüchtig nur küßte er ihren Mund und noch atemlos vom hastigen Gang sagte er:

„Es geht etwas vor, Maria Borischa; wir waren so glücklich; ich habe gelebt wie in einem Traum, aus dem ich gar nicht erwachen mochte, und nun wird es wohl zu Ende sein für lange Zeit. Ich bin einberufen worden zu meinem Regiment — ein Vote hat's gebracht vom Bezirksamt vor zwei Stunden, und das geschieht nur, wenn Kriegsgesfahr da ist, denn eine Übung gibt es jetzt nicht, und dazu würde ich auch nicht gerufen werden. Übermorgen muß ich in München sein. Morgen abend muß ich fort. O, ich weiß nicht, wie ich's ertragen soll, von dir zu gehen, ich weiß nicht, wie ich leben soll ohne dich!“

Maria Borischa hatte die Arme auf seine Schulter gelegt und sah ihn ernst, aber ruhig und ohne schmerzliche Überraschung an.

„Ich wußte es, Alisi,“ sagte sie, „daß so etwas kommen würde — ich fühle es vorher wie Wetterblitzen. Sei ruhig, wir müssen das tragen, wir müssen das hindurchgehen, und das Schlimmste wird's nicht sein — oft wendet sich ja zum Guten, was zuerst so gar böse scheint. Dir wird nichts widerfahren; ich weiß es, daß der Tod noch keine Macht hat über dich, daß du heil und gesund zu mir zurückkehren sollst!“

Sie drückte ihn fest an sich und sah lächelnd zu ihm auf. Gläubige Zuversicht strahlte aus ihren Blicken.

„Aber so kann ich nicht von dir gehen,“ rief er; „wenn es wirklich Krieg gibt und ich als guter Soldat treu und tapfer meine Pflicht tun soll, dann muß es klar sein um uns vor aller Welt — dann mußt du meine verlobte Braut sein vor Gott und den Menschen, und unsere Liebe muß frei zutage liegen im hellen Sonnenlicht.“

Sie sah ihn sinnend an und blickte dann zu den Sternen auf, die heute so frühe nur leuchteten unter den vorüberziehenden Wolken hervor.

„Ja, Alisi,“ sagte sie endlich, „du hast recht, so soll es sein! Vielleicht war dies das Unglück, das ahnend meine Seele belastete, und vielleicht habe ich mich unnütz vor meinem Vater gefürchtet.“

„Morgen werde ich mit meinem Vater sprechen,“ rief Alisi, „auch ich werde tun, was des Mannes Pflicht ist für seine Liebe, und was ich wohl längst hätte tun sollen; aber,“ sagte er, sie innig an sich drückend, „es war so schön, das wunderschöne Geheimnis.“

Während sie innig umschlungen sich süße Liebesworte zuflüsterten, die heute noch wärmer als sonst aus dem Herzen zu den Lippen heraufstiegen, trachten die Zweige im Gebüsch — es war, als ob ein Wild gewaltfam durch das Geäst bricht; dann war alles wieder still, aber einzelne Regentropfen wurden aus den zerrissenen Wolken vom immer stärker brausenden Sturm herabgeweht.

„Es gibt ein böses Wetter,“ sagte Alisi, „so wie dort oben am Himmel sieht es aus in meinem Herzen, wenn ich daran denke, daß ich dich lassen soll.“

„Sieh hinauf,“ rief Maria Borischa, „wie niedrig über unseren Häuptern ziehen die Sturmwolken hin, hoch über ihnen aber stehen die ewigen Sterne in lichter Klarheit, und weit noch über den Sternen wohnt der liebe Gott, der unser Schicksal in seiner Hand hält.“

Alisi führte sie stumm den Rain hinauf bis zu dem Garten des Rüdénhofes.

„Auf morgen!“ flüsterten beide in der letzten Umarmung. Schnell dann schlüpfte sie durch das Gartentor, während er dem Dorfe zuflaute.

Im bleichen Mondlicht trat eine dunkle Gestalt aus dem Gebüsch neben der alten Buche am Ufer hervor.

Es war der Rüdénbauer.

Unheimlich funkelten seine Augen in dem fahlen, verzerrten Gesicht.

„Die Hexe hat recht gehabt,“ knirschte er, „fast wäre ich hervorgebrochen in meinem Zorn, den Elenden zu erwürgen; doch ich habe ja ein besseres Mittel, die Vermeßtheit zu strafen, ohne daß Blut an meinen Händen klebt.“

Ein Sprühregen peitschte vom Himmel herab. Fester zog der Rüdénbauer seinen Rock zusammen und lehrte zu seinem Hofe zurück. Die Hunde, die an ihm emporprangen, stieß er mit heftigem Fußtritt von sich, daß sie winselnd zur Seite krochen, und von niemand bemerkt betrat er sein Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Verwünschte Eier, die uns nach Fremdem spornt, indes schmachvoll das Heimische verdirbt

L. Ahland, Konradin.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Schauspielhaus.) Der städtische Spielkörper begnügte sich in der Berichtszeit mit kleineren Aufgaben. Er brachte einmal im Kleinen Haus Rudolf Presbers gemeinsam mit L. W. Stein verfaßtes, schon früher gespieltes, harmlos-heiteres Lustspiel von der urwüchsig-pfälzischen Prinzessin am französischen Hof des Sonnenkönigs, der wirklich prächtig erst in ihren Briefen auflebenden „Liselott von der Pfalz“ zur Aufführung, das, mit Komödienansätzen beginnend, zur angenehmen-wichtigen Unterhaltung wird, die in der politischen Intrige und im Liebespiel endet, und daneben von der treudeutschen Gesinnung und vom Sentiment zehrt. Von Frieda Hummels Sprachmelodie und ihrem offenen gesunden Temperament getragen, bekam die sonst etwas angestaubte Wiedergabe langsam Farbe und gewann auch im Arrangement (Regie E. Bornträger). Das Vorspiel glückte nur als mundartliche Aufgabe. Dann gab es Hans José Reiff'sche dreiatige Komödie „Nickel und die 36 Gerechten“, die gern ein richtiges Theaterstück mit ordentlichen Rollen sein möchte, aber sein Verfasser belastet es mit Gedanken, die aus dem weitschweifig und unsachlich gedehnten Text heraus den luftleeren Raum um die Figuren füllen sollen, deren Vorgänge untereinander sich grob skizziert um das komisch-verzerrte Illusionsmotiv drehen. Nickel, ein Säuer, hält sich für einen der auserwählten Gerechten, auf deren sauberen Lebenswandel der Bestand der Erde nach der Bibel beruhen soll, ruiniert dabei sich und seine Umgebung, bis die Grundlage seines Wahns zergeht und er vergnüglich seinen alten Adam wieder anzieht. Frieda Hummels Schauspielernatur als Lori, Karl Eberhardts aus dem Leben gegriffener Wachtmeister und Paul Barlebens Nickel, der stimmlich versuchte, auf eine andere Ebene zu kommen, hielten den Abend aufrecht. — Im Schauspielhaus gelangte ein Stück von Georg Kaiser: „Zweimal Oliver“ zur Uraufführung. Es sollte „Noch einmal Pirandello“ heißen; denn es schlägt wieder einmal aus dem Thema des seelisch-körperlichen Doppel Lebens in Gestalt eines geschickt zeitgemäß aufgeputzten Sonderfalles theatrales Kapital. Der Verwandlungskünstler Oliver spielt einer Dame für Geld eine Zeitlang täglich eine bestimmte Rolle vor und denkt sich unter dem Druck anderer äußerer Verhältnisse seines Lebens und seiner Familie und in der Flucht vor seinem eigenen elenden Ich derartig in seine nur dargestellte Figur hinein, daß sich ihm die Grenzen zwischen seinem Ich und dem nur Vorgetäuschten so verwirren, daß er beim wirklichen Auftauchen des anderen Ich dieses, im Glauben sich zu töten, erschießt und darüber in Verfall gerät. Um diesen nackten Tatbestand gruppieren sich einige Sondergeschickale, sicher gezeichnete Typen, und der ganze interessante Betrieb der Artistenwelt und des Varietés, Dinge, die Kaiser sicher beherrscht, und da seine knappe Art der Szenenführung, der sachliche Sprachton, wie die bunte Ausschnittfolge der Vorgänge dem Theater der Gegenwart nötig sind als Unterbau für dramatische Füllungen, hatte die Aufführung ihre Berechtigung. Der Erfolg steht bei solchen Stücken, die mit der Kulissenzauberwelt nach der schaulustigen Speckseite im Publikum werfen, fest. Lindemann inszenierte, räumlich von Sturm gut gestützt, sehr klug und geschickt, ohne doch das Theaterblut voll zu entzünden. Darstellerisch waren Fritz Reiff (Oliver), E. Fischer-Mendelssohn (Olivia), Lilly Kann (Olivers Frau) und Justus Paris (Agent) führend. — Wichtiger noch war die Erstaufführung von Paul Uderdes Trauerspiel „Die feindlichen Brüder“, mit dem endlich einmal ein junger Dramatiker herausgestellt wurde. Es geht um das Schicksal einer Volksgemeinschaft, die hier sich, in Anselm und Sebastian sich in sich selbst vernichtend, zur Höhe des Symbols aufragt und aus dieser Erde doch die belebenden Kräfte gezogen hat, die das dramatische Kunstwerk verlangt. Der Aufriß des Wertes ist von packender Gewalt, und hinter der von stürmischem Atem bewegten Sprache steht die das Erlebnis formende Hand des Dichters, der schon manches im Gefüge der Szenen auszufüllen vermag, wenn auch nicht immer der seelische Auftritt des Gedankens im Wort Blut geworden ist. Gefühl für dramatische Spannung und Stokkraft im Schwung des Wortes sind heute dem Theater wesentliche Aufgaben und Ziele! Die Aufführung konnte, dank der sprachlichen Zucht Peter Essers (Sebastian) und auch Adolf Zieglers (Anselm), neben Hedwig Sparrer, Reiff, Landauer, trotz ihrer szenisch-regelmäßig uneinheitlichen, abschwächenden Lösung, stark fesseln. — Herrlich in sich abgestimmtes reines Theater bot Max Reinhardt mit seinem Gastspiel von Goldonis „Diener zweier Herren“ mit dem schauspielerischen Vollblut eines Hermann Thimig. Reines Schauspielertum schöpferischer Natur gab Max Pallenberg in drei düsternen Stücken „Familie Schmed“, „Der Bauwau“, „Der Herr Minister“.

Dr. St.

Düsseldorf. (Schauspielhaus.) In unserer wildbewegten und zerrissenen Zeit kommt niemand an dem Streit der Meinungen vorbei, auch wenn man, wie unsere Zeitschrift es immer getan hat, diesem Streit möglichst aus dem Wege gehen will. Wir fühlen uns deshalb verpflichtet, zu der von uns gebrachten Besprechung des vielumstrittenen Stückes „Der fröhliche Weinberg“ auch einer anderen Auffassung von geschätzter Seite Raum zu geben.

Der fröhliche Weinberg.

(Zur Aufführung in Düsseldorf.)

Als lebensbejahender und erdenfreundiger Mann habe ich mir dieses „Lustspiel“ angesehen. — Allerdings, wenn unsere Bühnen diesen Weg gehen, dürfen wir sie nicht mehr als Bildungs- und gar Kulturstätten bezeichnen. Ein gesundes Sinnenleben wird von niemand abgelenkt, das aber, was man hier dem Menschen (und doch nicht dem Tier im Menschen) wagt vorzusetzen, ist für einen normalen Menschen unbegreiflich. Ob diese Art Worte und Handlungen auf die Bühne gehören, ist für uns Deutsche überhaupt keine Frage. Es ist ein warnendes Zeichen, daß derartige Sachen aufgeführt werden. Wollen wir, die wir uns für unser Volk verantwortlich fühlen, die niederen Triebe im Menschen eindämmen oder noch weiter um sich greifen lassen, und unsere Nachkommen dem Untergang ausliefern ??? Immerhin beweist die Kritik in unserm „Werk“, wie weit es doch mit uns gekommen ist, daß „Führer“ (dies sollten doch die Studierenden wohl sein) mit kühner Stille so etwas empfehlen. Ein derartiges Stück — obwohl es eine gewisse Realität darstellt — hat aber keinen Anspruch, in unserm „Werk“ erwähnt zu werden. Ich spreche dem Lustspiel mit seinem Saufgelage, dem Lächerlichmachen unserer Veteranen und großstädtisch-caséhausübler Schilberung des Gesellschaftslebens jeden Wert ab. Hoffentlich verschwindet es bald von den wertvolleren Bühnen. Wenn, wie der Kritiker Herr Dr. sagt, die Richtung des „fröhlichen Weinberges“, „rheinisch bedingt“ ist, dann müßte sich jeder Rheinländer seiner Mutter schämen.

W. L., ein Norddeutscher.

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Im Großen Haus haben wir jetzt ein überdecktes Orchester. Das ist zur Erzielung sonst nicht so leicht zu erreichender Lichtwirkungen sehr günstig. Nicht so glücklich dagegen in der klanglichen Wirkung, obwohl es auch zu deren Besserung bestimmt sein sollte. Denn die Blechbläser werden von der Dämpfung des Klanges nur wenig betroffen. Dagegen ertönen Streicher und Holzbläser fast durchweg verschleiert. Diese Beeinflussung der Klangfarbe ruft aber oft Wirkungen hervor, die mit den beabsichtigten nicht übereinstimmen. Es hat sich aber in unserm Theater immer herausgestellt, daß alles gut und im richtigen Stärkeverhältnis klingt, wenn der Kapellmeister entsprechend abzutönen vermag. Ob es daher praktisch ist, diese Änderung beizubehalten, erscheint zum mindesten zweifelhaft.

Im Laufe des Monats erfolgten wieder verschiedene Neueinstudierungen. „Der Bajazzo“, in dem sich vor allem Karl Bata als Tonio-Ladde und Willy Fajbaender als Sylvio auszeichneten, hinterließ hierbei einen besseren Eindruck als die Wiedergabe der „Cavalleria rusticana“. Eine Neubelebung von Vorhings romantischer „Undine“ rückte einige junge Kräfte in den Vordergrund. Da ihre Leistungen aber noch unter allerlei Anfängerschwächen litten, so blieben als Bestes der Aufführung die musikalische Leitung von Rudolf Schwarz und die geschmackvollen Bühnenbilder von Theodor Schlonksi. Auf bedeutend höherer Stufe stand die Einstudierung der Puccinischen „Bohème“, die durch harmonische Geschlossenheit sehr angenehm berührte. Zu den wichtigsten Ereignissen in unserm Theaterleben aber gehört die Neueinstudierung des Wagnerischen „Ring der Nibelungen“, aus dem bis jetzt allerdings nur das „Rheingold“ herausgebracht wurde. Unter Wahrung der erforderlichen Bedingungen einer naturnahen Wiedergabe ist Wert auf möglichste Schlichtheit gelegt worden. Daher sind auch die Bühnenbilder von Hans Wildermann (Dortmund) sehr oft von eindringlicher Wirkung. Intendant Heinz Hillé läßt in diesem Rahmen die gewaltigen Geschnehnisse der Handlung mit der gleichen Einfachheit und Natürlichkeit sich abspielen. Unter den vielen Mitwirkenden, die fast durchweg sehr Gutes boten, sind besonders erwähnenswert Ludwig Koffmann als Loge und Berthold Püh als Alberich. Kapellmeister Hugo Balzer dirigierte mit großer Linienführung. So darf man der Fortsetzung des Nibelungenwertes mit gespannter Erwartung entgegensehen. Die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger veranstaltete eine Festvorstellung zum Besten ihrer hilfsbedürftigen Alterskollegen. Der Besuch war so stark, daß wohl aller Wahrscheinlichkeit nach die Kasse einen beachtenswerten Zuschuß erhalten hat. Im Interesse der guten Sache sicher hochzufreud! Die Aufführung der „Aida“ war aber auch durch die Mitwirkung ausgezeichnete Gäste ein hochwertiger künstlerischer Genuß. Else Dröll-Pfaff vom Duisburger Stadttheater als Amneris, sowie die beiden Mitglieder des Kölner Opernhauses Elsa Forster als Aida und Josef Kalenberg als Radames — alle drei frühere beliebte Mitglieder unserer Bühne — wußten durch sehr schönes Spiel und die herrliche Pracht ihrer Stimmen wahrhaft zu begeistern.

Auch auf dem Gebiet der Operette war's recht lebhaft. Doch war kein einziger Erfolg von einer Bedeutung, der sich der klassischen Operette würdig an die Seite stellen könnte. Die letzte unter ihnen war der „Hampelmann“ von Robert Stolz. Musikalisch ist sie dagegen reichlich schwach. Auch „Der Soldat der Marie“ von Leo Ascher ist von einem Volltreffer weit entfernt. Dazu gefällt er sich in der bei der modernen Operette immer mehr überhand nehmenden Sentimentalität. Leo Falls „Paganini“ behandelt eine für eine Operette reichlich ernste Episode aus dem abenteuerreichen Leben des großen Geigers. Hier gefällt vor allem die auf sehr hoher Stufe stehende feine Musik, die u. a. auch unserem tüchtigen Konzertmeister Reinhold Kohns-Zoll Gelegenheit zu erfolgreicher Betätigung gab. Im übrigen taten unsere Opern- und Operettenkräfte ihr Bestes, um diesen Kindern der heiteren Muse zur erforderlichen Wirkung zu verhelfen.

Das Schauspielhaus erfreute wieder mit verschiedenen wertvollen Gastspielen. So lehrte sowohl die Wigmannsche Tanzgruppe, als auch der hervorragende japanische Tänzer Prinz Raden Mas Jodjana bei uns ein, um mit feinen Proben erlesener Tanzkunst zu fesseln. Yvette Guilbert — wohl noch immer die bedeutendste aller Vortragskünstlerinnen — fand wieder die gleiche begeisterte Aufnahme wie vor dem Kriege.

Im Konzertsaal ist's der vorgerückten Jahreszeit entsprechend stiller geworden. So verabschiedete sich Professor Georg Schnewolgt nach zweijähriger Tätigkeit. Tschaikowskys vierte Sinfonie, die hier sehr lange nicht mehr erklungen war, konnte hierbei von neuem viele Freunde erwerben. Am gleichen Abend spielte der einheimische Pianist Theo Kreiten mit großem Können die unheimlich schwierige, aber sehr wirkungsvolle „Burleske“ von Richard Strauß. Im letzten Musikvereinskonzert spielte Adolf Busch mit hervorragender Meisterschaft das Beethovensche Violinkonzert. Der Chor blieb an diesem Abend allerdings wieder unbeschäftigt. Aber er wird Gelegenheit zu reicher Betätigung beim Niederrheinischen Musikfest (Anfang Juni) finden, für das u. a. Beethovens „Missa solennis“ und die Uraufführung des „König David“ von dem Schweizer Arthur Honegger vorgesehen sind. Beim gleichen Anlaß wird auch der neue Generalmusikdirektor Hans Weisbach (bisher in Hagen) seinen Posten antreten.

Das Planetarium auf der Großen Ausstellung — von innen und von außen ein ganz wundervoller Bau — wurde wenige Tage vor Eröffnung der „Gesolei“ durch ein Konzert zum Besten des Bundes der Kleintrentner eingeweiht. Die klangliche Wirkung wird hier noch allerlei Arbeit machen. Wenn aber die Fragen der Schallverteilung einmal endgültig gelöst sind, so werden wir um einen herrlichen Riesenkonzertsaal reicher sein. An diesem Abend hatte vor allem Frau Julie Schützendorf-Roerner mit Arien von Weber und Beethoven große und wohlverdiente Erfolge.

Apollotheater. Wir können uns weiterhin nur mit der höchsten Anerkennung über das Apollotheater aussprechen. Wenn wir aus der Fülle des Gebotenen den bekannten Humoristen Otto Reutter, Eton, den Gleichgewichtskünstler, die drei Eddonas, die Könige der Luft, sowie Ernst Scharffs Alt und Musik herausgreifen, so sollen damit die anderen Leistungen nicht verkleinert werden. Das Programm wechselt zweimal im Monat und auch das neue Programm fand ungeteilte Anerkennung.

Dreikönigstheater Oberhausen, Hamborn, Gladbeck. Die Aufführung von Antonios Aspettuas Schauspiel „Die Erbschaft“, das vom Bühnenvolksbund in der Dramenreihe „Spanisches Theater“ in deutscher Übertragung herausgegeben ist, beabsichtigte einmal, mit dem zeitgenössischen spanischen Drama bekannt zu machen, sollte auch dann dem Verfasser dafür Dank abstatten, weil er im Ruhrkampfe als Berichterstatter der großen spanischen Zeitung „A B C“ die Leiden der Bevölkerung einer größeren europäischen Öffentlichkeit schilderte. Das Schauspiel, mit breiten kräftigen Strichen hingeworfen, mehr aus Bildern als dramatisch fortschreitenden, zusammenhängenden Akten bestehend, erzielte unter Reinhardts vortrefflicher Regie starke Wirkung.

„Der Barbier von Pempelfort“ von Müller-Schlösser, dem Verfasser von „Schneider Wibbel“, enthält zwar ein hinreichend komisches Motiv, leidet aber unter einer indezenten Behandlung des Stoffes, bietet häufig an Stelle von Witz zu plumpe „Deutlichkeiten“ oder alte vereinstheatermäßige Reize. Das bischen Situationskomik des Stückes kam in der Aufführung nicht zur Geltung, weil fast alle Darsteller den Jargon der Düsseldorfer Altstadt überhaupt nicht beherrschten und somit die Mühe, die sie sich gaben, verloren ging.

Uraufführung. „Elektra“ von Josef Kolling. Der Verfasser behandelt in seinem Schauspiel den bekannten Stoff der griechischen Sage von Orest und Elektra. Das Neue, das Kolling zu bringen versucht, ist die Abhandlung des gleichen Gedankens bei dem Doppeltitelpersona Orest und Elektra nach der positiven und negativen Seite hin. Orest kommt nicht als Rächer, sondern als Bringer und Verkünder des Friedens. Der Verfasser will eine Teilung des Orestproblems: Strafe an Agisth, aber Abscheu vor dem Mutttermord. Agisth fällt im Zweikampf, die Mutter muß Orest wider Willen töten, weil ihn ein Eid, den er

Elektra geleistet, bindet, ein Eid, der unmoralisch ist, da er, auf falschen Voraussetzungen fußend, zum Frevel verpflichtet. Psychologisch unwahrscheinlich ist, daß Orest, der Rächer seines Vaters, allein inmitten der „heidnischen“ Umgebung, einige „christliche“ Anwandlungen verspürt. Der Vergleich Deutschland-Orest und die politischen Anspielungen sind nicht wirksam und klar genug, um das Gefühl zu erwecken, daß das Orestproblem als Stoff Nebensache und der Gedankenhintergrund alles sei. Unwahrscheinlich bleibt die Entführung Orests, der vom Priester aller Schuld ledig gesprochen wird, und ebenso problematisch ist schließlich das „Volkstönigtum“ des Orest von Priesters Gnaden. Zwischen dem 3. Akt und dem Schluß klafft eine Lücke, die sich auch nicht durch das Hineinbringen christlicher, pazifistischer und sozialistischer Ideen überbrücken läßt. Das Drama entbehrt nicht der Schönheiten, die Sprache ist edel, das Ringen mit dem Problem fesselt, lockt und reizt andererseits doch zum Widerspruch. Die mannigfachen epischen Breiten des Stückes erforderten starke Striche durch die Regie. Von den Darstellern befriedigte besonders Erich Werder, dem die schwierige Rolle des Orest zugefallen war. Der große Raum des Apollotheaters in Hamborn war dicht gefüllt, unermüdet spendeten die Zuschauer Beifall, für den sich die Darsteller, der Regisseur und der Autor wiederholt bedankten. Ks.



Am Schnatterloch in Miltenberg a. M.

Dortmund. Schauspielhaus. Der Spielplan im April war bedeutungsvoller durch seine Reichhaltigkeit als durch den inneren Wert der dargebotenen Stücke. In Alice Stein-Landesmanns Drama „Der Dämon“ werden zwar die Probleme Kunst und Liebe an Menschen verschiedener Abstufung mit seelenzergliedernder Tiefe und dem Willen zu höherer, sittlicher Einstellung nicht ohne Geist aufgezeigt, doch mangelt es hier und da an innerer Geschlossenheit und Wahrscheinlichkeit. Insbesondere gibt Frau Raina, die Gattin des Bildhauers Arnold Holler, in ihrer Stellung zwischen drei Männern einige Rätsel auf. Erfreulich einfach gab sich dagegen Meyer Försters „Altheidelberg“, das unter Wallecks frischer und farbenprächtiger Spielleitung auch heuer noch wie ehemals auf begeisterungsfrohe Menschen mit leichtempfindlichen Tränenrösten seine Wirkung nicht verfehlte. Ihnens selten gegebenes Stück „Klein-Eynolf“, weniger dramatisch als dichterisch wertvoll durch den hohen sittlichen Ernst und die eindringende Menschen-darstellung, ließ die im Grunde idealistische Einstellung des unerbittlichen Wahrheitsuchers recht deutlich werden. Wie der Tod Klein-Eynolfs die Eltern aus selbstgenügsamerem Leben aufschreckt und sie den Weg zur sühnenden Betätigung im Dienste aufopfernder Nächstenliebe führt, das bedeutet Sehnsucht und Erfüllung 19tenhundertjähriger Forderung. Die drückende Stimmungsschwere wie die symbolische Bedeutung des Stückes wußte Maurenbrechers Regie mit dem wirklichen Geschehen zu abgerundeter Gesamtwirkung zu vereinen. Ein Ereignis war das Gastspiel der Reinhardttruppen mit dem „Diener zweier Herren“. Diese Stieglitzkomödie Goldonis, aus dem Stilwillen ihrer Zeit heraus in Szene gesetzt, aber vom pulsierenden Leben neuzeitlicher Schauspielkunst durchblutet und von einem selten lückenlos ineinandergreifenden

Zusammenspiel getragen, gipfelte in der schlechthin überragenden Leistung Schimmigs, der als Truffaldino in Mimit, Sprache und Beweglichkeit unübertrefflich war. Nach der Quellfrische und Natürlichkeit dieser Komödie mußte das Gewollte und Gesuchte in dem Schwanke von Max Reimann und Otto Schwarz, der sich, „Durch den Rundfunk“ betitelt und auf diesem heute noch ungewöhnlichen Wege zwei Paare glücklich zusammenbringt, doppelt auffallen. Zudem schmeckt das ahnenreiche Stück ein wenig — gewollt oder nichtgewollt — nach aufdringlicher Reklame.

Im Burgwalltheater gab es „Die vier Teufel“, ein Manegeschauspiel in sechs Bildern (nach der gleichnamigen Novelle von Hermann Bang) von Paul Knudsen, für die Bühne eingerichtet von Hanns Bogenhardt. Im Verein mit den Schauspielern, die mit allerlei Artistenfunkstücken aufwarteten und sich mit größter Hingabe dem Werke widmeten, ließ dessen bewegliche Spielleitung das bunte Getriebe der Zirkuswelt in ergötzlicher Echtheit Form und Farbe gewinnen. Aber all die aufgewandte Mühe konnte die dramatische Schaffheit und die innere Leere dieses äußerlich gut gestellten Zirkusfilmes nicht verdecken.

Dr. Risse.

Dortmund. Nach einer Zeit der Stille in unserm Opernbetrieb kam es mit der „Elektra“ von Richard Strauß wieder einmal zu einer Höchstleistung. Eine Reihe glücklicher Momente spielte zusammen, dem Abend den Stempel eines besonderen zu geben. Feines Einfühlungsvermögen und die genaue Kenntnis der Partitur Karl Wolframs wirkten vom Pult aus wahre Wunder. Wichtig, aus ein paar Mauern und kubischen Formen hatte Hans Wildermann die Königsburg zu Mykene gefügt. Des Spielleiters Bemühen, Haltung und Gestik auch des Chores auf die Dämonie des Inhaltes abzustimmen, war hervorragend gelungen. Die Titelrolle sang Frau Orff-Goltscher. Sie stand hier endlich wieder an dem Platze, für den sie sich eignet. Es war fast eine Überraschung, wie sie die gefürchtete Partie gefänglich und schauspielerisch meisterte. Ihr Organ hielt in tobender Orchesterflut aus bis zum Ende, ohne eine Spur von Ermüdung zu zeigen. Eine stärkere Vertörfung dieser bis zum Wahnsinn gesteigerten, schwierigen Rolle ist kaum denkbar. Als gleichwertig stand neben ihr Martha Horstky als Klytämnestra. Sie zeichnete das böse, schleichende Gewissen in Gesang und Spiel gleich vorzüglich. Auch die kleineren Partien lagen durchweg in besten Händen. — Mit Frau Köhler als Martha in der gleichnamigen Oper von Flotow konnte man das Experiment des Herausbringens des verstaubten und abgelagerten Werkes schon wagen. Mit ihrer feinen Stimmkultur und ihrem reizenden Spiel ließ sie das Unzulängliche vergessen und konnte den Erfolg des Abends für sich buchen. — Ein Ereignis waren auch die beiden Gastspiele, die Mafalda Salvatini von der Staatsoper in Berlin hier gab. Ihre schöne, wohlgebildete Stimme ist von edlem Klang, ihre Sangeskunst. Namentlich als Martha in „Tiefland“ wußte sie Neues und Eigenpersönliches zu geben, wie denn überhaupt diese Aufführung unter einem glücklichen Stern stand. — Das Burgwalltheater begann seine zwar nicht offiziell angekündigte Sommerpielzeit mit Richard Reflers Lustspiel „Die Frau ohne Ruß“. Den hübschen Text hat Walter Kollo mit einer Reihe anziehender Melodien umrahmt und ihm dadurch erst die rechte Würze gegeben. Er meidet nicht den Schlager und den zeitgemäßen Rhythmus, gleitet dabei aber nie ins Kitschige ab. Die glänzende Inszenierung durch Oskar Wallek und die prächtige Leistung Anni Ahlers als Sekretärin Lotte Lenz verhalfen dem liebenswürdigen Werke zu einem vollen Erfolg.

Ruhring.

Dortmund. Neben verschiedenen musikalischen Veranstaltungen boten im Monat April etwas Besonderes nur die Sinfonie-Konzerte des städtischen Orchesters. Vor allem glänzte Generalmusikdirektor Peter Raabe (Aachen) u. a. mit der „Ersten Sinfonie“ von Gustav Mahler, diesem großen musikalischen Problem. In plastischem Herausarbeiten und effektvoller Kontrastierung wurde die Stärke der

äußeren und die Tiefe der inneren Wirkung dieses gewaltigen Kunstwerkes vollkommen erreicht. Ebenso schuf er mit orchesterlicher Feinheit der Gestaltung auch in Webers Ouvertüre zu „Oberon“ ein künstlerisches Ganzes von außerordentlichem Wert. Diese beiden Orchesterwerke bettet das „Violinkonzert in H-Moll“ (op. 33) von Nikolai Rimsky-Korsakoff ein, ein selten schönes, echt musikalisches Werk von großer Reichhaltigkeit der Melodie. Vorzüglichster Dolmetsch dieses echt nationalrussischen Tongemäldes war Kapellmeister Heinz Schmidt-Reinecke. — Das nächste Konzert stand unter der elastischen Stabführung Prof. Hermann Zilchers (Generalmusikdirektor am Würzburger Konservatorium), der mit einer eigenen Arbeit auftrat, seiner „Sinfonie Nr. 2 in F-Moll“ (op. 26), zum erstenmal hier aufgeführt. Das Werk birgt eine gesunde, nicht zersekende Musik. Eine eigenartige Melodik, die nur gelegentlich einmal nach Neutönen hinneigt. Man spürt aber doch, daß eine starke, sozusagen programmatische Idee dahintersteht. Die Orchestration ist ganz selbständig. Der zweite Teil des

Abends brachte Mozarts „A-Dur Klavierkonzert Nr. 23“ und die geistvolle „D-Moll-Burleske“ von Richard Strauß, denen Alfred Hoehn (Frankfurt) ein ausgezeichnetes Vermittler in den Solopartien war. Das Orchester unter Prof. Zilcher begleitete anscheinungslos und schloß glanzvoll mit Sinetanas prickelnder Ouvertüre zu der Oper „Die verkaufte Braut“. — Das dritte unter dem temperamentvollen Generalmusikdirektor Eugen Papst (Hamburg) begann mit der hübschen Lustspiel-Ouvertüre zu Goldonis „Le baruffe chiozotte“ des Suriners Sinigaglia, ein feines, formsicheres Werkchen, das ein wenig an Humperdind erinnert. Es folgte das melodisch reiche „Violinkonzert“ von Tschailowsky, dem die bekannte Geigerin Alma Moodie (Berlin) eine feinsinnige Interpretin war. Im zweiten Teile gab es als Neuheit ein „Violinkonzert in einem Satz“ (op. 29) von Ernst Krenet, eine atonale Musik, die mit Schönheit und Poesie wenig gemein hat, sondern mehr als eine Art höherer Mathematik anzusehen ist. Der beschließende Teil „Till Eulenspiegel“ von Richard Strauß — einst dem vermeintlich kühnsten Neuerer auf dem Gebiete der Tonkunst — wirkte danach wie Mozart. In diesem Geiste erfaßte ihn auch Eugen Papst, sprühend und lebensvoll.

Drei Volkstümliche Sinfoniekonzerte. Im ersten: Mozarts Ouvertüre z. Op. „Titus“ und „Sinfonie Nr. 39 in Es-Dur“, nebst Beethovens „Violinkonzert“. (Solist Dr. Paul von Szent-Györgyi.) — Im zweiten: Goldmarks Ouvertüre „Im Frühling“, Mendelssohns „Frühlingslied“, Wagners „Walthers Preislied“, Lacomtes „Antade printaniere und Joh. Strauß' Ouvertüre „Die Fledermaus“ und „Frühlingsstürme“. — Im dritten: Brülls Ouvertüre zu „Das goldene Kreuz“, Anton Rubins „Bajaderentanz I“, Lichtertanz der Bräute von Raschmire aus der Oper „Feramors“, Napravniks „Spanische Tänze“ und Glintas Ouvertüre zu „Roussane und Ludmilla“. Allen aufgeführten Werken war Herbert Schmidt (Dortmund) ein guter Deuter.

X. Kammermusik-Abend, bestritten von dem trefflichen Berliner „Havemann-Quartett“. Es bot das letzte der frühen Quartette op. 18, „Nr. 6 in B-Dur“, das zweite der fünf letzten Quartette „op. 132 in A-Moll“ und zuletzt das große, wunderbar erfindungsreiche Quartett „op. 127 in Es-Dur“. Die vier Künstler, bestehend aus Prof. Gustav Havemann, Georg Kniestadt, Hans Mahle und Adolf Steiner, gaben die schwierigen, anspruchsvollen Werke in all ihrer charakteristischen Eigenart mit lebendiger Gestaltungskraft und technischer Vollendung höchst klangschön wieder.

Ein Kammermusik-Morgen des neuen Dortmunder Streichquartetts (Dr. Paul von Szent-Györgyi [1. Violine], Adolf Pörsten [Bratsche], Reinhold Jung [2. Violine] und Rudolf Epler [Cello]). Es führte sich ein mit dem Streichquartett „op. 76 in B-Dur“ von Haydn und „op. 29 in A-Moll“ von Schubert, die eine fein abgeschattierte Wiedergabe erfuhren. Die Leistungen der vier Künstler waren äußerst hochstehend, sowohl was die seelische, als auch was die technische Seite angeht. Sie zeigten ein gut entwickeltes und gleichmäßiges Zusammenspiel mit großer Selbstdisziplin und klarer Rhythmik.



Das Haus zu den vier Gekrönten
in Wertheim a. M.

Der Dortmunder Musikverein trat mit einer Aufführung der „Großen Messe in C-Moll“ von Mozart auf den Plan, die erst im vorigen Jahrhundert wieder aufgefunden und 1901 von Aloys Schmitt (Hannover) neu herausgegeben, ergänzt und bearbeitet wurde. Unter Hermann von Schmeidel (Eberfeld), als Chor- und Orchesterleiter, und unter Mitwirkung unseres städtischen Orchesters wuchs sich die Wiedergabe des herrlichen Werkes zu einem Ereignis aus. Verdienstvoll daran beteiligt waren auch das verständnisvolle Orgelspiel von Gerard Bunk sowie die Gesangsolisten Frau Merz-Tunner (München), Frau Rosy Hahn (Frankfurt) und die Herren Topik (Berlin) und W. Bauer (München). Fritz Reuter.

Aus dem Mülheimer Konzertleben. Während in früheren Jahren in Mülheim im Frühling und Sommer Frau Musita aus den Konzertsälen verschwand und nur nochmal in Sommerkonzerten auf der im Ruhrtal gelegenen Festegensruhe sich zeigte, nimmt jetzt das musikalische Leben, getragen von den weiten, hell- und feinhörigen Sälen der Mülheimer Stadthalle an der Ruhr, seinen geregelten Fortgang. Diese wird ein beliebtes Absteigequartier für auswärtige Gäste, die früher nur die bedeutendsten Großstädte aufsuchten und Mülheim kaum dem Namen nach kannten.

In der östlichen Woche brachte Generalmusikdirektor Paul Scheinpflug mit der neubegründeten, aus dem alten Mülheimer Gesangsverein hervorgegangenen Chorvereinigung Verdis klingendes Requiem zu einer fein gegliederten, nahezu vollendeten Aufführung. Chor, Orchester, Dirigent, alles war auf dem Posten, und zuletzt und nicht am wenigsten trugen zu diesem Erfolge bei die ausgezeichneten Solisten Lotte Leonhard (Berlin), Sopran, und die Altistin Ruth Arndt (Frankfurt) sowie der Bassist Fred Drissen (Berlin), wogegen der Tenor Anton Rohmann (Frankfurt) zu wünschen übrig ließ. In der ersten Hälfte des Monats April gab der Berliner Domchor unter Professor Niedels Leitung zwei Konzerte, die das große Können dieses bekannten Knaben- und Jungmännerchors zeigte und Werke von Palestrina, Orlando di Lasso, Caldara usw. vortrugen. Der bekannte Musikkritiker Dr. Hendel sagt: „Die Schlichtheit des Vortrages ist das Wesentliche dieser im Grunde echt protestantisch-bildlosen Kunst des Singens, die in erster Linie den Ausdruck der Empfindung sucht,“ und daher ist es begreiflich, daß viele Leute den Berliner Domchor lieber in der Kirche als im Konzertsaal hören. Der 7. Sinfonie-Abend brachte die Uraufführung des Konzertstückes für Orchester von Joseph Eidens, eines jungen Nachener Komponisten, das eine freundliche Aufnahme fand. Im Konzert für Cello und Orchester von Dvorak zeigte der früher in Köln, jetzt in Wien ansässige Cellist Emanuel Feuermann sein von echter Musikalität erfülltes großes Können, das ihn zu einem der ersten Vertreter seines Faches in ganz Europa gemacht hat. Die Mülheimer zollten seinem Spiel begeisterten Beifall. Schaitowsky's 5. Sinfonie für großes Orchester, diese echt russische Temperamentsmischung von sanfter Lyrik mit brutaler Wucht, wurde von Scheinpflug voll erfasst und ausgeschöpft.

Auf den Gipfel musikalischer Höhenlagen führte dann Wilhelm Furtwängler mit seinem Berliner Philharmonischen Orchester, der mit Recht von der alten wie der neuen Welt als deutscher Kapellmeister besten Stiles gefeiert wird. Diese innerliche starke Art, die Musik zu erfassen und sich ihr ganz hinzugeben, ist deutsche Art in des Wortes bester Bedeutung, und an keinem Zuhörer des bis auf den letzten Platz ausverkauften Hauses ist dieser Eindruck wohl spurlos vorübergegangen. Das Programm brachte Beethovens Eroica, Brahms 4. Sinfonie und Wagners Meisterlänger-Vorspiel. Neben dem Dirigenten muß aber auch die außergewöhnliche Meisterschaft jedes einzelnen Musikers dieses berühmten Orchesters gewürdigt werden, alle ordneten sich stilvoll dem Ganzen unter und erzielten so jene ungeheure Wirkung, die Wilhelm Furtwängler in der Mülheimer Stadthalle nicht endenwollende Ovationen einbrachte.

Das Düsseldorfer Schauspielhaus gab seine letzte Abonnements-Vorstellung, den „Tasso“, wobei Luise Dumont die Regie führte. Diese Aufführung war die gelungenste, namentlich was die Anpassung eines Konzerthauses für den Bühnenszweck anlangt. Die Bühnenbilder waren in ihrer einfachen Leuchtkraft, mit den vornehmen,

glänzenden Kostümen, an Schirlandajosche Bilder erinnernd, sehr fesselnd. Die Hauptdarsteller, so vor allem Peter Esser als Tasso, waren von überzeugender Tragik, auch der Fürst (Fritz Reiff) war eine prachtvolle Gestalt, die beiden Leonoren, Hedwig Sparrer und Cornelia Sebiehr, sehr gute Verkörperungen dieser beiden so verschiedenartigen Frauengestalten, nur Antonio (Hermann Greid) ließ nicht recht an den großen Staatsmann, der er doch sein soll, glauben. Den Samstag darauf gab das Schauspiel auf eigenen Wunsch Müller-Schöllers derbereitere Komödie „Schneider Bibbel“ mit wachsendem Düsseldorfer Humor. Infolge der sich häufenden Veranstaltungen war das Haus nicht voll besetzt, dagegen lockte Mary Wigman mit ihrer Tanzschule nicht nur Mülheimer auf den Plan, sondern Schaulustige aus allen größeren und kleineren Nachbarstädten. Mary Wigmans Tanz ist neben den vielen andern Tanzschulen, die es heute in Deutschland gibt, etwas ganz Besonderes. Bei aller Formgebundenheit und Körperlichkeit ist etwas Religiöses, Philosophisches in dieser Art zu tanzen; Mary Wigman ist in hohem Maße schöpferisch. Da sah man Raummelange, Totentänzen, Tänze zu russischen Volksliedern mit wunderbarer Aufteilung des Raumes und einem einheitlichen Rhythmus, der wie aus einem Guß wirkte. Manchen ist diese Art des Tanzes zu eintönig, aber es ist Mary Wigmans Stil; es gibt nicht nur einen Stil *Vu à travers un tempérament*, sondern auch einen solchen Tanz. Warum sollte sie, die Schöpferische, Konzessionen an ein nach Abwechslung lechzendes Publikum machen?



Wertheim a. M. Am Engelsbrunnen

Eine gerechte Beurteilung der Naturvölker hat jahrtausendlang auf sich warten lassen. Erst heute ist es möglich, nachdem die junge Wissenschaft der Völkerkunde, die auf deutschem Boden ihre stärksten Wurzeln und ihre mächtigste Entwicklung hat, genügend Stoff zur Erkenntnis der Tatsachen gesammelt hat. Zum erstenmal wird eine Zusammenfassung versucht in dem bei Brockhaus erschienenen Werk: „Hans Plischke, Von den Barbaren zu den Primitiven. Die Naturvölker durch die Jahrhunderte“, das wir bereits besprochen haben. Nationale Selbstüberhebung, die sich bei den Völkern des Altertums aus Unkenntnis der Tatsachen ebenso wie in der Neuzeit geltend gemacht hat, ließ die fremden Völker als Barbaren, als Feinde, ansehen. Aber Griechen und Römer waren doch bestrebt, den Völkern am Rand der Erde, die sie nur vom Hörensagen kannten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wir wissen, daß den verweichlichten Römern die Germanen als Muster aller männlichen Tugenden hingestellt worden waren. Die Araber setzten die vorurteilslose Forschung der Griechen und Römer fort. Das Mittelalter sah unter der Herrschaft der strengen christlichen Ideen in den Naturvölkern Kinder des Teufels. Sagen von den wunderlichsten Ungeheuern entstanden damals, als man den „Judenwall“ gegen die gefürchteten Völker Gog und Magog suchte. Ergößliche Proben von den Schattenfühlern, Grobheiten, totpfaffen Menschen und andern Gestalten einer ungehemmten Einbildung führt der Verfasser nach den besten Quellen in Wort und Bild vor. Die Befreiung des Urteils von den Geistesfesseln kam im Zeitalter der Entdeckungen, als der bekannte Weltraum mächtig erweitert wurde und eine Fülle neuer, wirklich vorhandener Gestalten vor den kühnen Entdeckern erschienen. Aber der Eigennutz ließ die Eingeborenen immer noch als eine Ausgeburt der Hölle erscheinen, und Nikolaus Federmann, der für die Augsburger Welfer Venezuela eroberte, sagt von den Indianern ganz einfach: „Was ist Not, ihnen lang zu predigen und Zeit mit ihnen zu verlieren.“ So schlug man die Wilden einfach tot und suchte raffgierig nach den Schätzen der Intas und andern Kostbarkeiten. Erst ein edler Menschenfreund, der Bischof Las Casas, mußte kommen, der endlich in den nichtchristlichen Eingeborenen auch Menschen, Geschöpfe Gottes, erkannte. Deutschen, wie den beiden Forster und dem Dichter Herder, ist es zu verdanken, daß die richtige Bewertung der Naturvölker sich anbahnte. Heute sieht die Völkerkunde in den Ursprünglichen keine Feinde mehr, die man ausbeuten und vernichten muß, sondern Mitmenschen, die im Besitz einer eigenartigen Kultur sind. — Der reiche Bilderreichtum, unter dem sich chinesische Abbildungen aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert befinden, gibt neben dem fesselnden, wissenschaftlich festbegründeten Text eine hochinteressante Schau der Gestalten, die die Kulturvölker im Laufe der Jahrhunderte in den Naturvölkern gesehen haben.

Ein Institut für Grenz- und Auslandsstudien. Am 23. April fand in Berlin vor einem Kreise führender Persönlichkeiten der Deutschumsarbeit der Eröffnungsakt des „Instituts für Grenz- und Auslandsstudien“ in Berlin-Spandau, Johannesstift, statt, den der Vorsitzende des Kuratoriums, Regierungsrat Dr. Walter Szagunn, Direktorialmitglied der Deutschen Rentenbank, durch eine Begrüßungsansprache einleitete. Er berichtete über die Entstehung des Instituts aus der bereits seit über fünf Jahren wirksamen „Arbeitsstelle für Nationalitätenprobleme“, die ursprünglich zum Politischen Kolleg gehörte. Das Institut wird sich auch weiterhin dem Dienst am Grenz- und Auslandsdeutschum und an den uns schicksalsverwandten Nationalitäten in Forschung, Lehre und Nachwuchserziehung widmen. Der Leiter des Instituts, Dr. Max Hildebert Boehm, der sich durch seine wissenschaftliche und publizistische Tätigkeit, insbesondere durch die grundlegenden Bücher „Europa irredenta“ und „Die deutschen Grenzlande“ einen anerkannten Ruf über die Reichsgrenzen hinaus erworben hat, entwickelte in einem Vortrag über „Grenzkampf des Akademikertums“, dem die Zuhörer mit sichtlichem Interesse folgten, die eigentümlichen Schwierigkeiten und Möglichkeiten, die sich aus der überkommenen Art des deutschen Akademikers für die Verteidigung des deutschen Volkstums in den abgetrennten und gefährdeten Gebieten ergeben.

Eine jung-elsässische Stimme. Die in Straßburg erscheinende unabhängige Wochenschrift zur Verteidigung der elsäß-lothringischen Heimat- und Volksrechte „Die Zukunft“ veröffentlicht das Schreiben eines Gymnasialisten als einen Ausdruck der Gefühle, von denen ein großer Teil der jungen Leute beseelt ist, die demnächst die Universität beziehen:

„Mit ganzer Seele der Heimat verbunden, sind wir fest entschlossen, unser teures Kleinod — die Heimatrechte unseres lieben Elsaßlandes — uns nie rauben zu lassen und zu bleiben, wie die Väter waren. Stolz auf unsere Geschichte und unsere Art, unsere Sitten und unsere Eigenarten, und als rechte Söhne unseres Landes, schließen wir uns mit aller Kraft und allem Eifer den heimat-treuen Studenten der Straßburger Universität an, und rufen einstimmig unseren Gegnern zu: Die junge Generation, nicht nur die der Universitäten, sondern auch die der Lyzeen, steht heute fest entschlossen, die Heimatrechte zu verteidigen, und in Treue zu ihrem lieben Elsaßland fühlt sie sich stark und kampfbereit!“

Messung von einem Zehntausendstel Millimeter mit dem Gehör. Eine sehr originelle Preisaufgabe stellte vor einiger Zeit die „Radio-Umschau“, Frankfurt a. M. Sie verlangte die Konstruktion einer Apparatur auf Grund der in der Radiotechnik üblichen Methoden, die gestattet, Dicken und Längen von einem Zehntausendstel Millimeter sowie Gewichte von einem Tausendstel Milligramm mittels des Gehörs zu bestimmen. Bei der heute sehr verbreiteten Radiobasterei hofften die Preisaufgabensteller von den Bastlern geeignete Konstruktionen zu erhalten. Diese Hoffnung wurde erfüllt durch den Apparat des Herrn Walter Hiebsch, der eine vorzügliche Lösung der Aufgabe darstellt. — Mit Hilfe zweier schwingfähiger Systeme — des Radiomikrometers — ist es möglich, durch Verstimmung der Schwingungsteile hörbare Interferenzen zu erzeugen, die einen Maßstab für die eingetretenen Gewichts- oder Dickenänderungen abgeben. — Kondensatorplatten, die als Leeren oder in Form von Wageschalen zur Aufnahme von kleinsten Gewichten dienen, verursachen in der angegebenen Ausführung elektrische Zustandsänderungen.

Die Konstruktion und Erklärung dieses ungemein originellen Apparates, welcher berufen ist, große Verbreitung in Laboratorien und in der Industrie zu finden, ist in der letzten Nummer der „Radio-Umschau“ — durch zahlreiche Abbildungen erläutert — beschrieben.

Ziffer oder Zahl? Wenn in den letzten Jahrzehnten und hauptsächlich während des Krieges das Bestreben erstarkt ist, unsere Sprache

von entbehrlichen und mißverständlichen Fremdwörtern zu reinigen, so ist das wohl allgemein begrüßt worden. Andere Völker, bei denen die geschichtliche Entwicklung früherer Jahrhunderte ebenfalls die Aufnahme von Fremdwörtern und fremdsprachlichen Redewendungen begünstigt hat, sind mehr oder weniger zur gleichen Zeit in ähnlichem Sinne vorgegangen. (Türken, Russen.)

Ebenso wichtig wie die Reinigung der deutschen Sprache von entbehrlichen und zum Teil sogar unrichtig angewandten Fremdwörtern ist sicherlich das Aufgeben der durch steten Gebrauch zwar geläufigen, aber deshalb durchaus noch nicht gerechtfertigten irtümlichen Bezeichnungen, von denen heute auf die falsche Anwendung von „Zahl“ und „Ziffer“ in zusammengefügten Hauptwörtern hingewiesen werden mag.

Ausdrücke wie Förderziffer, Kontingentsziffer, Bedarfziffer, Verbrauchsziffer, Belegschaftsziffer, Indexziffer usw. sind ganz geläufig, aber falsch. Infolge der tagtäglichen Wiederholung werden jedoch derartige Wortzusammensetzungen nicht mehr als falsch erkannt und nicht mehr als unrichtig empfunden. Dabei wirkt der Umstand mit, daß Behörden und höhere Vorgesetzten den Begriff „Ziffer“ in diesen und anderen Zusammensetzungen vielfach verkennen und hierdurch zur weiteren Anwendung Anlaß geben.

Und doch sind „Ziffer“ und „Zahl“ wohl zu unterscheiden. Zahl ist der Begriff, Ziffer das Zeichen dafür. „26“ sind Ziffern, „sechszwanzig“ eine Zahl, Angabe einer Vielheit. In Frage und Antwort wird stets die Zahl und nicht das Zahlzeichen genannt. Die Ziffer tritt nur als Schrifttülle in Erscheinung und bewirkt dabei eine bessere Übersichtlichkeit und Anpassung an unsere Rechnungsarten, da wir mit Hilfe der zehn Ziffern (Null bis Neun) jeden Zahlenwert auf die einfachste Formel bringen können.

Man spricht mit Recht von „Ziffersystemen“ und „Zahlenalphabeten“. In unserm Ziffersystem gibt es nur zehn Einheiten, während in den (altgriechischen, neuhebräischen, arabischen usw.) „Zahlenalphabeten“, in denen die Buchstaben den

Charakter von Ziffern annehmen, es deren über 20 gibt.

Zum Schluß sei auf einen ebenfalls weiterverbreiteten Irrtum hingewiesen, wonach wir uns bei Ausstellung von Rechnungen angeblich der „arabischen“ „Zahlen“ bedienen, während bei dem hiermit bezeichneten Zahlzeichen in Wirklichkeit die sogenannten „indischen“ „Ziffern“ Anwendung finden. Unsere Zahlzeichen sind nämlich nicht arabischen, sondern indischen Ursprungs.

Der immer stärker werdenden Verwüstung und Verballhornung unserer herrlichen deutschen Sprache durch eine trostlose Fremdwörterei und das Außerachtlassen der einfachsten Sprachregeln muß mit aller Kraft entgegengetreten werden, wenn wir unser Volkstum retten wollen. Zur Erreichung dieses hohen Zieles empfehlen wir wiederholt die ausgiebige Benutzung der „Muttersprache“ der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins.

Das Baaredenkmal in der Kolonie Stahlhausen in Bochum. Vor dem Arbeiter-Kosthause des Bochumer Vereins in Bochum, am Eingange der Kolonie Stahlhausen, erhebt sich inmitten wohlgepflegter Grünanlagen das erzene Denkmal des Geheimrats Louis Baare, unter dessen Leitung sich der von Jakob Meyer und Kühne gegründete Bochumer Verein zu dem in der ganzen Welt geachteten großen Werke entwickelte. Louis Baare, von Bismarck in den Staatsrat berufen, spielte auch im politischen Leben eine bedeutsame Rolle. Bei der Einleitung der Sozialpolitik Anfangs der 80er Jahre stand er Bismarck zur Seite. Geheimrat Baare starb 1897. In der Leitung des Bochumer Vereins folgten ihm nacheinander seine beiden Söhne Geheimrat Fritz Baare und Kommerzienrat Dr. Wilhelm Baare. Letzterer zog sich, als der Bochumer Verein mit der Rhein-Elbe-Union verbunden wurde, in den Ruhestand zurück.

Die Hussiten. In der denkwürdigen Erscheinung der Hussitenbewegung ist der am 15. Juni 1426 erfochtene Sieg der Hussiten über Friedrich I. von Meissen bei Aussig ein bemerkenswertes Ereignis. Nach dem Tode des Königs Wenzel (1419) wollten die Anhänger des Johannes Hus den Kaiser Sigismund nicht anerkennen und veranlaßten dadurch die Hussitenkriege. Die Hussiten zerfielen in zwei Gruppen, in die mildere Partei der Kalixtiner, die beim Abendmahl auch den Kelch forderten (weshalb sie auch Utraquisten genannt wurden, sub utraque specie: in beiderlei Gestalt), und die Taboriten (nach der Feste Tabor so genannt), die nur die Bibel als Richtschnur anerkannten. Es kam zu langen erbitterten und blutigen Kämpfen, zur Verwüstung Böhmens und zu Einfällen in Deutschland unter Ziska. Nach großen Zugeständnissen an die Kalixtiner kam erst 1435 ein Religionsfriede zu Kuttenberg zustande. Nach der deutschen Reformation schloß sich ein Teil der Hussiten den Protestanten an, während ein anderer Teil zur katholischen Kirche zurückkehrte. Alle diese Religionskriege der damaligen Zeit, die allerdings im Wesen der Sache begründet waren, haben unserm Vaterland unermüdlichen Schaden zugefügt und es daran gehindert, eine erste Stelle auf der Welt einzunehmen.

Unser Titelbild zeigt eine Aufnahme von Alt-Heidelberg, die heute für uns von besonderem Wert ist. — Es ist dem in dem bekannten Verlag von Ernst Wasmuth A.-G. in Berlin erschienenen Werk „Deutschland“ von Kurt Hilscher entnommen, worüber wir schon öfters berichtet haben. Auch unsere Bilder „Hermannstadt“ und die Scherenschnitte werden sicherlich den Beifall unserer Leser finden.

Die deutsche Presse auf der Großen Ausstellung in Düsseldorf. Am 6. Mai versammelten sich 500 Vertreter der Großmacht Presse infolge Einladung auf dieser Ausstellung zu einer vorläufigen Besichtigung. Unter diesen Schreibern befanden sich einige ältere Herren, die noch die von der Rheinisch-Westfälischen Industrie 1902 geschaffene unvergeßliche Ausstellung genau gekannt haben. Die jetzige Ausstellung ist den veränderten Verhältnissen entsprechend etwas anderer Art, aber sie bietet für jedermann des Neuen in Hülle und Fülle. Das Ganze ist gradlinig, Irrwege gibt es nicht, und jeder Besucher kann sich in der Fülle des Gebotenen rasch zurechtfinden. Geradezu vorbildlich war die Führung der vielen Gäste durch die Mitglieder der Verwaltung, die sich mit Aufopferung in sechsständigem Rundgang bemühte, die Leute von der Feder in alle Einzelheiten einzuführen. Wenn nun von nah und fern die Besucher in ungezählten Scharen herbeiströmen, um dieses Wunder zu besichtigen, so darf der Düsseldorfer mit Stolz darauf hinweisen, daß er der Allgemeinheit ein großes Opfer gebracht hat, indem er einen Teil des vergrößerten Hofgartens festen Bauten hergegeben hat. Von diesen Bauten verdient ein Lob das Rheinterrassenrestaurant mit dem, abgesehen von den Wandmalereien, in seiner Schönheit einzig dastehenden Saal, wie ihn ähnlich keine Weltstadt aufzuweisen hat. Auch dem Vergnügnungs- und Unterhaltungsbedürfnis ist im weitestgehenden Maße Rechnung getragen, und die allerliebste Altpubahn befördert uns rasch von einem bis zum anderen Ende. Bei den geselligen Zusammenkünften entbot auch der Regierungspräsident durch einen berufenen Vertreter seinen freundlichen Gruß, und auch bei den späteren Reden wurden die Verdienste der Zeitungsschreiber in schönen Worten gewürdigt.

Carl Maria von Weber und die deutsche Oper

Zum hundertjährigen Todestag des „Freischütz“-Komponisten (5. Juni)

Von Carl Heinzen

Zuerst ein knappes Lebensbild des großen Komponisten. Er wurde am 18. Dezember 1786 zu Eutin in Oldenburg geboren. Der Vater — ein Vetter von Mozarts Gattin — wurde nach abwechslungsreichem Leben Theaterunternehmer. Durch das unstete Wanderleben war die Erziehung des Knaben mancher Unregelmäßigkeit ausgesetzt. Auch auf seine künstlerisch-technische Entwicklung wirkte es ungünstig ein. Und doch treffen wir unter seinen Lehrern berühmte Namen an: Michael Haydn — den jüngeren Bruder des Komponisten der „Schöpfung“ und der „Jahreszeiten“ —, der besonders als Kirchenkomponist einen hochgeachteten Namen besaß, und den Abt Vogler, der sowohl als Liedichter wie auch als Theoretiker damals die große Mode war. Bald erlangte die jugendliche Anstellung am württembergischen Hofe. Die Freiheit und Unabhängigkeit dieser Zeit verführte ihn zum Leichtsinne, so daß er gar einmal in den Schuldturm wandern mußte. Doch gerade die Haft war es, die ihn zu Besinnung und Einklehr brachte. Als er 1817 als Organisator der deutschen Oper nach Dresden berufen wurde, harrete seiner eine überaus schwierige Aufgabe: der Kampf gegen die über Gebühr sich breit machende Ausländerei. Bedauerlich ist hierbei nur, daß der Hof, der ihm den ehrenvollen Auftrag anvertraut, mehr mit den Fremden sympathisierte als mit seinen Reformplänen. Diese Kämpfe im Dienste hoher Kunst wurden erleichtert durch das seine Verstehen seiner Gattin, geborene Caroline Brandt, die in einer seiner ersten Opern bereits als Sängerin mitgewirkt hatte. Aber alle großen Erfolge — nicht einmal der des von ganz Deutschland bejubelten „Freischütz“ — konnten die Not in seinem Heim nicht bannen. Und da ihm aus England der „Oberon“ bestellt worden war, fuhr er zur Leitung von Opern- und Konzertaufführungen nach London. Doch die Hoffnung, hier Reichthümer erwerben zu können, wurde vereitelt. Als Leidender war er schon hinübergefahren. Doch die Heimat sollte er nicht wiedersehen. Am 5. Juni 1826 ereilte ihn zu London der Tod. Erst 1844 wurde seine Leiche nach Dresden übergeführt. Richard Wagner hielt die Grabrede, die die bezeichnenden Worte enthält: „Nie hat ein deutscher Musiker gelebt als du! Sieh, nun läßt der Brite dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber lieben kann dich nur der Deutsche; du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen — wer will uns tadeln, wenn wir wollten, daß deine Asche auch ein Teil seiner Erde, der lieben deutschen Erde sein sollte?“

Deutsch war Webers Schaffen durchaus — mag er auch, wie fast alle Künstler, noch so viele fremde Einflüsse auf sich wirken haben lassen. Denn dies Fremde schmolz sonst nur selten zu derart geschlossener Einheit zusammen. Selbst stofflich fremden Stämmen Zugehöriges erhält immer wieder den Grundzug sinniger deutscher Romantik. Manches von seinen Werken ist vergessen, und doch dürfte vieles darunter mehr Berücksichtigung finden, so seine Klavierstücke, seine Sitarrelieder, ganz besonders aber die Männerchöre aus der

Zeit der Befreiungskriege, die vollauf vom Volksgeist der großen Erlebnisse erfüllt sind. Jedoch — es läßt sich nicht leugnen: das wirklich Unvergängliche ruht in seinen Opern. Aus ihrer großen Reihe hebt sich ein Dreigestirn durch seine edle und herrliche Musik leuchtend empor: „Der Freischütz“ (1821), „Euryanthe“ (1823) und „Oberon“ (1826). Diesen dreien sei daher hier eine kurze Betrachtung gewidmet. Über den „Freischütz“, dies Wunder deutschen Walblebens, einen der größten Theatererfolge aller Zeiten, braucht wohl kaum noch etwas gesagt zu werden. Noch immer ist jedes der Worte lebendig, die Richard Wagner vor bald 100 Jahren darüber schrieb: „Es lallte der Berliner Philosoph, Wir winden dir den Jungferntanz; der Polizeidirektor wiederholte mit Begeisterung, Durch die Wälder, durch die Auen; während der Hoflakai mit heiserer Stimme, Was gleicht wohl auf Erden? sang; und ich entfinne mich, als Kind auf einen recht diabolischen Ausdruck in Gebärde und Stimme für den gehörigen rauen Vortrag des ‚Hier im ird’schen Jammertal‘ studiert zu haben. Der österreichische Grenadier marschierte nach dem Jägerchor, Fürst Metternich tanzte nach dem Ländler der böhmischen Bauern, und die Jenaer Studenten sangen ihren Professoren den Spottchor vor. Die verschiedensten Richtungen des politischen Lebens traten hier in einem gemeinsamen Punkt zusammen: von einem Ende Deutschlands zum anderen wurde der ‚Freischütz‘ gehört, gesungen, getanzt.“ Und an anderer Stelle der entzückte Ausruf: „O mein herrliches, deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, weil auf deinem Boden der ‚Freischütz‘ entstand! Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den ‚Freischütz‘ liebt, das noch heute an die Wunder der naivsten Sage glaubt, das noch heute, im Mannesalter, die süßen, geheimnisvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbelebten! Ach, du liebenswürdige deutsche Träumerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dorfturnglocke, wenn sie sieben Uhr schlägt! Wie ist der glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, fühlen, träumen und schwärmen kann. Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!“

Neben dem „Freischütz“ haben selbst die beiden anderen hervorragendsten Opern Webers einen schwierigen Stand. Wenn sie ihm auch musikalisch mindestens gleichwertig sind, so hat ihre Seltenheit doch mancherlei andere Gründe. Gerade die „Euryanthe“ gilt mit Recht als Webers Schmerzenskind. An ungünstigen äußeren Umständen liegt es, daß sie sich bis heute noch nicht das endgültige Heimatsrecht auf den Bühnen zu sichern vermochte. Das ist um so seltsamer, als gerade dies Werk eine ganz hervorragende musikalischgeschichtliche Stellung für sich in Anspruch nimmt. Denn Weber hatte hier nichts Geringeres im Sinne als einen der wichtigsten Vorboten des deutschen Musikdramas. Schon eine Stelle aus dem Vorwort zur Partitur beweist dies: „Euryanthe ist ein rein dramatischer Versuch, seine Wirkung nur von dem vereinigten Zusammenwirken aller Schwesterkünste hoffend, ihrer Hilfe beraubt sicher wirkungslos.“ Ein scharf

umrissenes Bild von der Bedeutung dieser Oper gibt Einstein in seiner Geschichte der Musik: „Es ist das Problem der Einheit der Oper, dem Weber nachgegangen ist, ein Versuch, dem man im Vergleich zum ‚Freischütz‘ die Kraftanstrengung anmerkt, der aber dem größten Nachfolger Webers den Weg gezeigt und geebnet hat. Der Mittel der Vereinheitlichung sind mehrere. Dem Rezitativ, das die geschlossenen Formen der Oper verbindet, hat Weber in strenger Melodik eine Ausdruckskraft, eine Untermauerung durch das Orchester von einem Reichtum gegeben, der das Prinzip der bisherigen ‚Nummernoper‘ schon aufs tiefste erschüttert. Noch zwingender und tiefer aber wirkte die Vereinheitlichung der Melodik durch die Wiederkehr musikalischer Gedanken an dramatisch bedeutsamen Stellen im Gesange oder in der Sprache des Orchesters. Wenn die schaurige Grabmusik Emmas, jedermann schon aus der herrlichen Overtüre des Werkes bekannt, am Schluß der Oper in ihrer Verklärung die Erlösung der Sündigen anzeigt, so liegt darin der volle Keim zu der Gestaltung des Musikdramas, den Wagner später entwickelt hat. Die wundersamste Vereinheitlichung der Oper aber liegt in der Einheit des Kolorits, die Weber jeder seiner Opern zu geben verstand und die in seiner ganz einzigen, den echten Romantiker bezeichnenden Fähigkeit begründet ist, das Orchester zu behandeln, jedem einzelnen Instrumente seine charakteristischen, bisher unerhörten Wirkungen abzugewinnen und die Klangfarben aufs mannigfachste zu mischen. Wie im ‚Freischütz‘, das Heimliche und Dämonische des deutschen Waldes, so ist in der ‚Euryanthe‘ die ritterliche Welt des französischen Mittelalters, in der ‚Peziosa‘ das Nationale des spanischen Zigeunertums, im ‚Oberon‘ die glühende Phantastik des Orients und der Elfenwelt des Skizzenzeichners zugleich Klang geworden, der wie ein zauberhafter Schimmer über dem Ganzen jedes dieser Werke liegt.“

Wagner hätte seinen „Lohengrin“ kaum schreiben können, wenn nicht einige Jahrzehnte vorher die „Euryanthe“ entstanden wäre. Denn die innere Verwandtschaft zwischen beiden Werken läßt sich bis in viele Einzelheiten hinein verfolgen. Und so muß auf lebhafteste Bedauern werden, daß diese herrliche Musik trotz aller Wiederbelebungsversuche des unglücklichen Textbuches nach kurzer Frist immer und überall wieder zum Todeschlaf verurteilt ist. Vielleicht erstet dem poesieerfüllten Werk doch einmal ein Retter!

Denn dem Schwanengesang Webers — dem „Oberon“ — ist ja doch endlich nach langer Frist auch ein Retter geworden. Gustav Mahlers scheinbar so geringfügigen Striche und Hinzufügungen atmen völlig Weberschen Geist. Zudem enthalten sie keine einzige Note, die nicht ursprünglich für den „Oberon“ bestimmt gewesen wäre. Aber diese kleinen Änderungen greifen tief in das dramatische Gefüge, indem sie erst ganz den Märchenzauber zu geben vermögen, der der

alten textlichen Fassung vorenthalten blieb. Gerade hier war aber auch vielleicht ein Eingriff von fremder Hand am ehesten gestattet. Denn die Vorgeschichte dieses Werkes ist recht freudlos. Auch hatte Weber selbst die Absicht, es noch durchgreifenden Änderungen zu unterziehen. Der Tod zerstörte grausam dies Vorhaben.

Weber betrachtete selbst die bestehende Fassung des „Oberon“ als Gelegenheitsarbeit. Wirtschaftliche Not hatte ihn dazu gezwungen, den Auftrag aus England anzunehmen. Es sollte sich um ein echt englisches Ausstattungstück handeln, etwa von der Art, wie Goethe den Theaterdirektor im „Faust“ sagen läßt:

„Drum schonet mir an diesem Tag
Prospette nicht und nicht Maschinen!
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden.“

Mit dem Textbuch erging es dem armen Komponisten sehr ähnlich:

„Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt, zu schau'n, man will am liebsten sehn.
Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen,
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.“

Auch das „Ragout“ sollte ihm nicht vorenthalten bleiben: er hatte während der Komposition nur wenig Ahnung vom Gesamtaufbau des Stückes. Aber die Qual solch ungewisser Arbeit gibt eine Briefstelle erschütternde Auskunft: „Ehe ich nicht bekannt bin mit der Ausdehnung und dem Charakter aller musikalischen Nummern, kann ich weder die Steigerung des Effekts noch die eigentümliche Färbung jedes einzelnen Stückes berechnen.“ Um so schwieriger war seine Tätigkeit auch noch dadurch, daß der englische Text nur auf äußerliche Wirkung hinzielte, während er selbst vom ersten Beginn an eine romantische Verinnerlichung des ganzen Stoffes dachte. Und es wird immer aufs höchste bewundernswert bleiben, wie ihm trotz aller äußeren Hemmungen diese Lösung gelang. Hatte der „Freischütz“ den dämonischen Kräften des deutschen Waldes gegolten, so entführte „Oberon“ in die lichte Region zarter Elfenwesen. Der seltsam schimmernde Glanz, der hier über der wundersamen Musik ruht, klingt milde und versöhnend auf wie ein Ruf aus Oberons, des Geisterfürsten, Zauberkorn. Welch eine lebenswürdige Umwelt hierzu die Gesänge des munteren Dienerspaars, welch gewaltig zusammengeballte Kraft in der großen Ozeanarie der Rezita mit ihrem strahlenden Sonnenaufgang! All diese Töne verkünden aufs schönste die erfreuende Gewißheit: der Deutsche Weber gehört zu den größten und besten Musikdramatikern aller Länder und aller Zeiten!

Technische Gedenktage für Juni

2. 6. 1817 George Henry Corliß in Easton geboren. Er erfand die nach ihm benannte Steuerung der Dampfmaschine, ein großartiger Erfolg.
2. 6. 1835 Patent für James Watt zur Ausnutzung des im Teer enthaltenen Leuchtgases.
3. 6. 1823 wurde in Jüchen bei M.-Glabbach Heinrich Siegmund Blandertz geboren, der Gründer der ersten deutschen Stahlfederfabrik Heinke & Blandertz. Die Federn wurden zuerst auf Spindelpressen geschnitten und gebogen und dann in einer Rasseförmmaschine angelassen. Bis 1881 war Blandertz der einzige Stahlfederfabrikant in Deutschland und seine „Bremer Börsenfeder“ hat noch heute Weltruf.
3. 6. 1830 Philander Sham erhält ein Patent zum Sprengen von Felsen durch Entzündung des Pulvers und Knallsilbers durch Elektrizität.
3. 6. 1887 Feierliche Grundsteinlegung zum Nordostseekanal. Sein Erbauer ist Friedrich Otto Bernhard Baensch, der am 6. 6. 1825 in Reitz geboren war. Nach der Vollendung 1895 wurde er Kais. Wirtl. Geh. Rat mit dem Prädikat Excellenz.
4. 6. 1812 wurde in Dresden Karl Bischof geboren. Kaum 17 Jahre alt, baute er einen mit Dampfkraft betriebenen Wagen, der ohne Gleis fuhr und mit der erste Dampfwagen in Deutschland überhaupt war. Seine Erfindungen in der Hütten- und Glasindustrie haben den Erfindungen der Gebr. Siemens, Martins ufm. vorgearbeitet.
7. 6. 1830 Werner Siemens bespricht seine Erfindung des Magnetisierers für Erze und des Eisenabschneiders für Getreide.
8. 6. 1695 starb im Haag Christian Huygens. Er erfand die Pendeluhr, die sich auch für wissenschaftliche, besonders astronomische Zwecke verwenden ließen.
9. 6. 1781 George Stephenson, der Vater des Lokomotivbaues, zu Wylam (England) geboren.
10. 6. 1700 Ewald Jürgen von Kleist geboren, der 1745 die elektrische Verstärkungsflasche erfand. Sie wird irrtümlich die Leidener Flasche genannt, da ein Gelehrter der

- holl. Universität Leiden eine Abhandlung darüber geschrieben hatte.
10. 6. 1836 starb in Paris André Marie Ampère. Er hat seinen Namen verewigt durch die Bezeichnung der Maßeinheit für die Stromstärke „Ampère“. Ihm war es gelungen, die Beziehungen zwischen Elektrizität und Magnetismus festzustellen.
11. 6. 1816 Das erste Dampfschiff, das von England kommt, trifft auf dem Rhein in Köln ein.
14. 6. 1845 Gründung der physikalischen Gesellschaft zu Berlin durch du Bois-Reymond, Benß, Werner Siemens und andere Wissenschaftler.
16. 6. 1897 Rudolf Diesel macht seinen Rohölmotor auf der Versammlung deutscher Ingenieure zu Kassel bekannt.
16. 6. 1916 starb in Münstereifel Franz Haniel, der Enkel von Johann Franz Haniel, dem Mitbegründer der Gutehoffnungshütte. Mit seinem Schwager Heinrich Lueg gründete er die weltbekannte Firma Haniel & Lueg in Düsseldorf.
18. 6. 1876 starb in München Wilhelm Valentin Bauer. 1848 stellte er mit seinem „Brandtaucher“ ein Unterseeboot her, das nach den gleichen Gesichtspunkten arbeitete wie das moderne Minen-U-Boot. Die Form war der eines Seehundes nachgebildet. In Rußland unternahm er 134 Tauchfahrten.
22. 6. 1799 Der Meterstab und das Kilogramm aus Platin, die Grundstücke der neuen Einheitsmaße, werden in Paris niedergelegt.
26. 6. 1795 wurde in Mainz Paul Camille v. Denis geboren, der die erste Lokomotivbahn Deutschlands — Nürnberg-Fürth — projektierte, deren glänzende Ausführung von ungeheurer Bedeutung war.
27. 6. 1876 wurde in Hainichen (Sachsen) Friedrich Gottlob Keller geboren, der 1840 die Herstellung des auf mechanischem Wege zubereiteten Holzschnitts für die Papierfabrikation erfand, was für die gesamte Papierfabrikation der Welt einen entscheidenden Wendepunkt bedeutete.

Große Ausstellung Düsseldorf 1926

für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen

II.

Die Eröffnung — Der erste Eindruck — Kurzer Rundgang — Die Bauten —
Der Mensch — Haus Ruhrkohle — Der Besuch

Die feierliche Eröffnung der Düsseldorfer Ausstellung 1926 fand mit preussischer Pünktlichkeit am 8. Mai, vormittags 11,30 Uhr statt. Der Wettergott hatte insoweit ein Einsehen, als er den Eröffnungsakt nicht störte, doch machten sich hinterher die Eisheiligen sehr bemerkbar, und als gar um 2 Uhr sich die Tore für den Besuch der großen Menge öffneten, setzte — ebenfalls mit preussischer, diesmal aber recht unerwünschter Pünktlichkeit — ein erheblicher Regen ein, der bis zum Abend anhielt, um dann aber einem prachtvollen, echt niederrheinischen Sonnenuntergang Platz zu machen.

Den ersten Eindruck, den die Festgäste, darunter der Reichskanzler, viele Minister und sonstige Spitzen der Behörden, von der Ausstellung erhielten, war ein überraschender, großartiger, ja überwältigender. Einmütig wurde das Urteil gefällt, daß man nicht habe ahnen können, einem Werk von solcher Größe, einheitlicher Durchbildung und erhebender Schönheit gegenübergestellt zu werden, wie es hier geschehen sei.

Wirkte schon der festliche Bau der Rheinhalle (Planetarium) mächtig auf alle darin bei festlichen Gesängen, Reden und Musik Versammelten, so steigerte sich dieser Eindruck noch um ein Erhebliches, als der Blick der aus der Festhalle herausströmenden 4000 Gäste von der breiten Freitreppe herunter auf den Ehrenhof fiel, den die ernsten, fast strengen Bauten, die Professor Kreis für spätere Jahrzehnte schuf, umschließen.

Aber nicht etwa, daß dieser Eindruck beim weiteren Durchschreiten des Ausstellungsgeländes und beim Betrachten der vielen, nur für kurze Sommermonate errichteten Bauten und Hallen abgeschwächt würde, nein, auch diese Hallen machen infolge der Einheitlichkeit ihres Stiles, der Größe ihrer Ausmaße, der zutage liegenden Zweckmäßigkeit ihrer Anlage auf jeden Beschauer einen unvergeßlichen Eindruck.

Die ungeheure Fülle des Gebotenen kann nur langsam vom Besucher aufgenommen werden. Es dürfte sich für jeden empfehlen, zunächst einen kurzen Rundgang über das Gesamtgelände zu unternehmen, um sich dann erst, wenn er sich den ersten Überblick über diese Riesenfülle der hier zusammengebrachten Werte verschafft hat, in die Einzelheiten zu vertiefen.

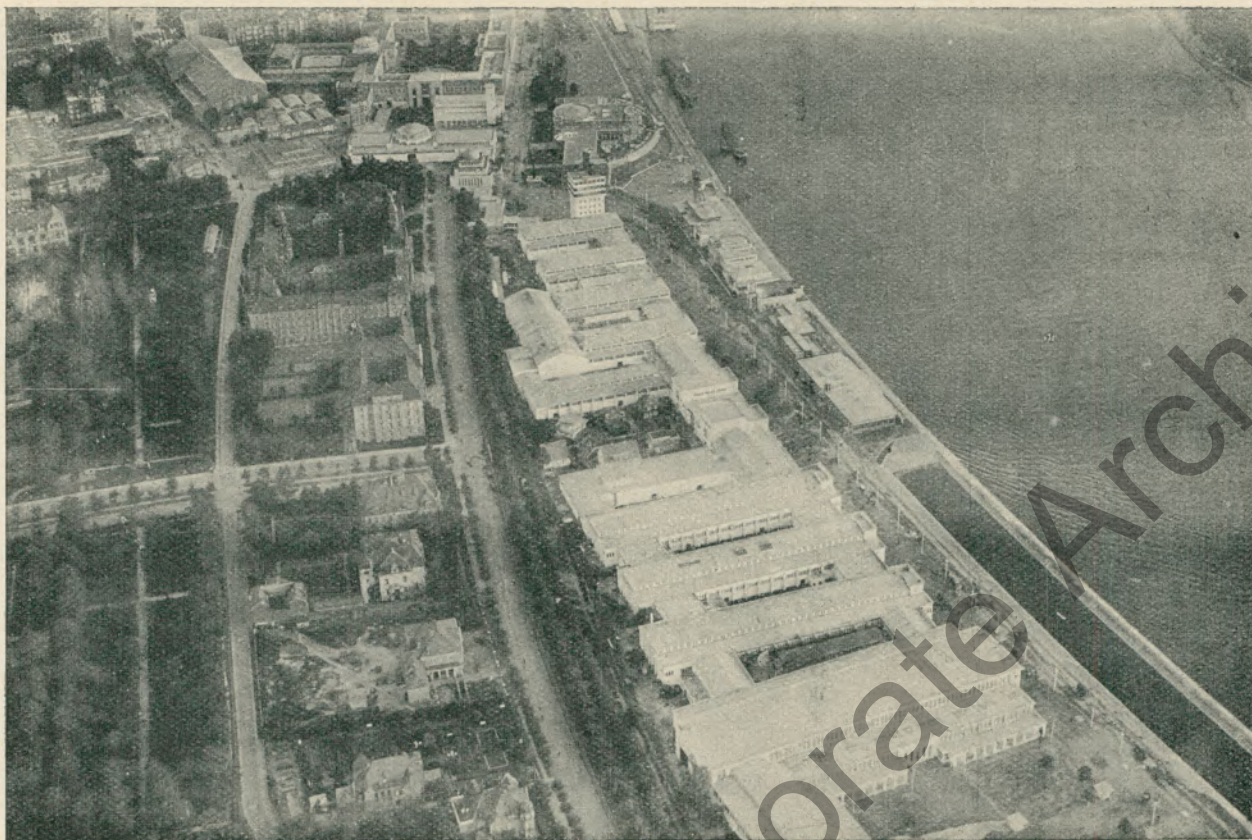
Darum sei auch an dieser Stelle zunächst ein kurzer Rundgang durch die Ausstellung geschildert:

Die auswärtigen Besucher werden gut tun, die Ausstellung durch den Haupteingang neben der Rampe der neuen Rheinbrücke zu betreten. Sie sehen dort, durch die prächtige Allee alter Bäume dem Rhein zuschreitend, zunächst zur Linken das Haus „Österreich“, das sein Vorhandensein auf dieser großen deutschen Ausstellung durch seine flatternden rot-weißen Flaggen und das Zusammengehörigkeitsgefühl Deutsch-Österreichs zu Deutschland deutlich bekunden will. Zur Rechten der Allee befinden sich in wunderschönen, stillen, alten Parkanlagen zunächst kleinere Bauten, die in der Hauptsache den Belangen der Jugend dienen wollen, und zwar schon der Jugend allerfrühesten Datums, denn in dem Vasenol-Kinderheim werden nicht weniger als zwölf reizende, erst einige Wochen alte Säuglinge hinter großen Glasscheiben vor den Augen des sich in langen Schlangen stauenden Publikums gepflegt, gebündelt und betreut. Für die etwas ältere Jugend ist dort eine Kindererholungsstätte geschaffen. Ferner ist da ein „Haus der Jugend“ errichtet, in dem die Erziehungsarbeit unserer Tage dargestellt ist. Eine Musterjugendherberge, die nach Beendigung der Ausstellung in der Eifel errichtet werden soll, ergänzt diesen der Jugend gewidmeten Ausstellungsteil, der — wenn man will — schließlich eine weitere Ergänzung findet in dem Bau „Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft“, der jedoch links der erwähnten Allee liegt, gegenüber dem Hauptbahnhof der kleinen Ausstellungsbahn, die mit ihrer Lokomotive von 1,44 Meter Höhe und den kleinen Personenwagen wie ein Spielzeug in die Reihe der Jugendbauten hineinpaßt. Sie ist aber kein Spielzeug, diese Liliputbahn, sondern sie ist ein recht wertvolles Verkehrsmittel der Ausstellung, denn sie hat eine Strecke von etwa 7 Kilometern zu bewältigen und tagtäglich viele tausend Besucher nach den verschiedensten, weit entfernten Liliputbahnhöfen zu befördern.

Wir schreiten nun weiter durch die Allee dem Rheine zu und stehen plötzlich vor dem gewaltigen Rundbau der Rheinhalle. Von ihrem



Die Rheinbrücke, die Rheinhalle (Planetarium) und Ehrenhof



Blick auf die Hallen vom Feuerwehrturm bis zur südlichen Ladenstraße (55—87)

Fuße aus führen wundervolle Gartenanlagen zum Ehrenhof der Ausstellung hin. — Ein langgestrecktes, in dem typischen Kreis'schen Stile gehaltenes, am Rheinufer sich hinziehendes Gebäude beherbergt die diesjährige Düsseldorf-Kunstausstellung. Von der Rheinhalle aus gehen wir geradewegs auf den Ehrenhof zu, der uns mit magischer Gewalt in seinen Bann zieht. Hier sind wir umgeben von feierlich ernstesten Gebäuden, fühlen uns, trotzdem Hunderte von Menschen mit uns durch diesen eindrucksvollen Hof wandern, fast märchenhaft einsam. So stark wirkt die strenge Architektur der gewaltigen Klinkerbauten, die einer fernen Zeit zu entstammen scheinen und doch das moderne Menschengesicht trunken machen durch die Gewalt des Gesamteindrucks.

Und doch melden sich bei dem Beschauer, nachdem das erste Staunen, die große Überraschung, der erste starke Eindruck überwunden ist, langsam einige Bedenken gegen diese neue Kunst. Und langsam, aber unweigerlich sich festigend wird das Gefühl immer stärker, bis es zum Bewußtsein kommt und zum Urteil wird: Dieser Kunststil ist mir, dem Deutschen, dem Germanen, weisensfremd, er ist nicht bodenständig, ist nicht deutsch. Ein ägyptischer Tempelbau, ein mykenisches Königsschloß, ein babylonisch-assyrisches Riesengebäude wirken auf den Beschauer auch gewaltig, feierlich, berauschen ihn durch die strenge, tyrannische Form, die ernste Linie, die große Fläche — aber sie bleiben ihm letzten Endes eine weisensfremde Seltsamkeit, führen ihn nicht zu innerem Miterleben. Die Kreis'schen Bauten tragen wesentliche Merkmale dieser uralten Kultur- und Stilepochen, sie muten östlich-antifikisierend an, sie sind zu feierlich für unsere Zeit, und ihr Treiben zu ernst für die Kunst, die heiter sein soll. Großzügig gedacht, aber fast anmaßend geworden — sie bleiben uns Germanen fremdartig, sie sind nicht bodenständig, sie sind nicht gefühlt, sie sind konstruiert, sie sind nicht deutsch. Gewiß, eindrucksvoll ist diese Leistung des Architekten, aber sie stellt letzten Endes doch nur einen tastenden und wahrscheinlich nicht gelungenen Versuch dar zur Schaffung eines neuen Stiles, der in eine Zusammenfügung uralter, zeitlich und räumlich weither geholter fremder Formen einige modern sein wollende, dem Zweck ihrer Bestimmungen und unserer Tage nicht immer sehr glücklich angepasste Motive hineinträgt. — So war es stets, wenn ein neuer Baustil „erfunden“ werden sollte. Unsere kulturarme Zeit — sie wird leider immer ärmer an wahrer Kultur, sie verflacht offensichtlich —, unsere kulturarme Zeit ist heute so wenig in der Lage, einen solchen neuen Stil unter dem Zwange eines Naturgesetzes aus sich heraus zu gebären, wie es die Zeit um 1902 war, als auf der damaligen Düsseldorf-Ausstellung der ebenso konstruierte „Jugendstil“ seine Orgien feierte, um nach kurzer Zeit restlos

zu verschwinden. Daß die Bauten von Professor Kreis längeren Bestand haben werden, ist sicher anzunehmen. Sie sind so eigensinnig, stark in ihrem ganzen Wesen, sie tragen zu sehr den trostigen Willen in sich, dieser Kunst Anerkennung zu erzwingen, daß sie als Massensuggestion auf unsere Zeitgenossen vielleicht auf einige Zeit hinaus wirken werden. Schade nur, daß Kreis, der früher deutsch empfand, wie seine Jugendarbeit, die „Bismarcksäule“, zeigt und auch seine Dresdener Friedrich-August-Brücke erkennen läßt, daß dieser zweifellos nicht alltägliche Künstler heute, offenbar den äußeren Zeichen und Strömungen unserer Zeit folgend, in seinem Empfinden „übernational“ geworden ist, um nicht das fatale Wort „international“ zu gebrauchen.

Beachtenswert, ebenfalls aber Bedenken erregend und zu nicht unerheblichen Einwendungen Anlaß gebend ist die dekorative Ausgestaltung der Kreis'schen Bauten. Auch hier, wie bei ihnen selbst, ist an Mitteln nicht gespart worden; es konnte aus dem Vollen geschöpft werden, und das ist wahrhaftig ein großes Verdienst der Ausstellung, daß hier einmal — zum Ruhme der Stadt Düsseldorf — alle bildenden Künste in einer Vereinigung zusammen auftreten konnten: Architektur, Bildhauerei und Malerei.

Im Ehrenhof schmücken vier Bronzeplastiken weiblicher Akte wirkungsvoll die Rampe des westlichen Gebäudes. Das hohe, eindrucksvolle Portal, das den Ehrenhof nach Norden hin abschließt, ist von einer gewaltigen Figur, die „Morgenröte“, bekrönt. Mosaiken, teilweise verständlich, teilweise vollständig unverständlich, jedenfalls aber in beiden Fällen kostbar (materiell gesprochen) und dekorativ wirkungsvoll, glitzern und gleißeln in den verschiedenen Vorhallen. — Bunte Glasfenster, neuartig schön, lediglich durch den Farbenton wirkend, wenn auch das Auge etwas beunruhigend, schmücken die Treppenhäuser. Vergoldete Kuppeln, mit seltsamen Zaden umrandet, wölben sich mächtig im Inneren der Gebäude und wirken feierlich. Modernste Gemälde leuchten von den Wänden des Planetariums nicht eben glücklich in die Gesamtstimmung hinein — kurz, es ist viel versucht, manches erreicht und jedenfalls Anregung gegeben worden zum Weiter-schaffen.

Der Gesamteindruck ist der, daß man möglichst alles aus einem Guß schaffen wollte und daß jedenfalls ein hohes Ziel zu erreichen versucht worden ist. — Die Bildhauerei hat versagt. Es sind Bildwerke aufgestellt worden, deren Anschauen wenig Freude bereitet. Es ist unbebaglich, wie sie so ganz und gar den sonst in seiner Gesamtheit einen vornehmen Geschmack machenden übrigen Kunstleistungen widersprechen. Dieses trifft im besonderen auf die beiden Gruppen zu,

von denen die Treppenaufgänge zum Planetarium umsäumt sind. Warum diese wasserfüchtig-geschwellenen, „elefantiasischen“ Glieder? Warum diese aufgerissenen, gequollenen Augen? Warum müssen diese Menschenbilder so unglaublich hässliche, um nicht zu sagen, so gemeine Gesichter tragen? Was soll das unmögliche Relief über dem Eingang zum Hauptgebäude des Ehrenhofes? Wie konnte man die Geschmacklosigkeit begehren, die steinernen Bänke rechts und links von diesem Hauptportal, das hineinführt in einen feierlich und ernst gedachten und fein wollenden Kuppelraum, mit chinesischen Razenungetümen zu verzieren? Das ist eine Geschmacklosigkeit, die gerügt werden muß. Es ist dringend zu wünschen, daß derartige Gebilde recht bald wieder verschwinden; sie verschwinden zu lassen ist gewiß leichter und mit geringeren Kosten verknüpft, als es bei der Beseitigung der reichgeschmückten Sandsteinfassade des alten Kunstpalastrs der Fall war. Alles in allem: das Kreissche Werk in seiner Gesamtheit ist von nicht alltäglicher Größe, ist von starkem Eindruck, ist vor allem in seiner Gesamtanlage recht gelungen und findet z. B. seinesgleichen nicht in deutschen Landen, ist aber undeutsch und uns wesensfremd und wird es bleiben.

Der Hof, in dessen Mitte aus einem riesigen freistunden Becken ein mächtiger Springbrunnen sprudelt, ist nach der Rheinseite zu durch eine langgestreckte feierliche Halle abgeschlossen, die außerordentlich eindrucksvoll das öffentliche Fürsorgewesen und die Militär- und Kolonialhygiene behandelt. Es empfiehlt sich nun nach dieser Unterbrechung des Rundganges, zu der der Anblick des Ehrenhofes und der Gesamtanlagen eine nicht zu umgehende Veranlassung bot, für den Besucher der Ausstellung, durch das Mittelportal des großen Ausstellungspalastrs, über dem das Wort „Artibus“, zu deutsch: „den Künsten gewidmet“, steht, durchzugehen, weil späterhin hier die Düsseldorfer Kunst ihre endgültige und bleibende Heimstätte finden soll, und den Tempel zu betreten, der hier dem Menschen errichtet worden ist. Es ist nicht ersichtlich, warum man diese sonderbare Bezeichnung gewählt hat.

Hier findet er zur Rechten die Darstellung der frühesten Menschheitsgeschichte, findet die Geschichte der Heilkunde in wundervollen, künstlerisch außerordentlich wertvollen Dioramen dargestellt, die umgeben sind von einem Ehrensaal der rheinischen Ärzte. Daran schließt sich die Vorführung einer der neuesten Erfindungen der wissenschaftlichen Anatomie an, „Der durchsichtige Mensch“, wo der menschliche Körper an tatsächlich durchsichtigen Präparaten studiert werden kann. Geradeaus weitergehend gelangt man in die große Ligahalle, in der die riesigen Leistungen der freien Wohlfahrtspflege in Deutschland dargestellt werden.

In den Seitensflügeln dieses Riesengebäudes gliedern sich die Ausstellungen des Roten Kreuzes, des Völkerbundes, mancher Städte und zahlreicher kirchlicher wie weltlicher Wohltätigkeitsorganisationen an, deren Ausföhrung allein bei diesem kurzen Rundgang sich nicht ermögli- chen läßt.

Wenn man die gewaltige Ligahalle durch den rückwärtigen Ausgang verläßt, findet man sich, über die Straße hinausgehend, in einer großen Halle wieder, in der Mutter und Kind, Familienfürsorge, Schulkinderfürsorge, Jugendpflege, Jugendbewegung, Tuberkulose, Krüppelfürsorge und die Grundlagen der sozialen Fürsorge behandelt sind. Gerade diese Halle, die, etwas abseits liegend, von dem Besucher nicht leicht gefunden wird, ist besonders den Müttern und Vätern dringend zur eingehenden Besichtigung zu empfehlen.

Von hier aus führt uns der Weg weiter durch die der Arbeits- und Gewerbe-Hygiene gewidmete sogenannte „Dywidag“-Halle, die sich an das Hetjens-Museum anlehnt, das mit seinen Antiquitätensammlungen in ruhigen, vornehmen Sälen dem jetzt schon etwas angestrengten Besucher die Möglichkeit eines angenehmen Ausruhens bietet. Dem Hetjens-Museum gegenüber liegt der große Bau des Deutschen Brauerbundes.

Die dazwischenliegende Straße wird nach dem Rhein zu abgeschlossen durch das Rheinterrassenrestaurant, wiederum eine eindrucksvolle Schöpfung von Professor Kreis.

Nun aber heißt es für den Beschauer sich rüsten und Körper und Geist vorbereiten zu starker Inanspruchnahme, denn jetzt steht er vor der Reihe der großen Ausstellungshallen, die durch den gewaltigen, 40 Meter hohen Feuerwehrturm eine kräftige Betonung erhalten. Vorher sieht er noch rechtsseitig das Druckereigebäude der Düsseldorfer Nachrichten, in dem er gewaltige Druckereimaschinen aller Art in voller Tätigkeit bestaunen kann. Daneben liegt das Verkehrsbüro mit Post- und Fernsprechanstalt. — Ehe wir uns nun in die eigentlichen großen Ausstellungshallen begeben, statten wir dem wundervollen Haus „Hentke“ einen Besuch ab und staunen über die glänzende Organisation der Arbeit, die diese Firma uns vorführt.

Der Besucher steht nun an der breiten Rheinstraße, die eingesäumt wird links von den Gebäuden „Haus Ruhrkohle“, „Rhein.-Westf. Elektrizitätswerk“, „Wissenschaftliche Bucherei“, „Haus des Arztes“, „Kongressaal und Deulig-Kino“ und von dem letzten Gebäude dieser Reihe, dem reizenden, direkt am Rhein gelegenen Café Geselle der Düsseldorfer Konditoreninnung. Rechts von dieser Straße erheben sich nun in langer Reihe die Hallen, die mit dem Feuerwehrturm, dem

Feuerlösch-Feuerstuhl und Rettungswesen beginnen und dem Siedlungs- und Wohnungswesen gewidmet sind. Immer durch gewaltige, farbenfrohe mit unendlich vielen Ausstellungsständen besetzte Hallen schreitend, sehen wir die Vorführung der Wasserversorgungs- und Badeanstalten, der Abfallstoffbeseitigung, den Verkehr und die Verkehrsmittel, das Baumaterial der Planungen und gelangen schließlich zu einer Sondergruppe „Die Frau“. In allen diesen Hallen gibt den Grundton die „Wissenschaftliche Abteilung“ an, an die sich die Industrieabteilung, d. h. die Aussteller mit ihren Ständen, die dieses Thema weiterspinnen, anschließen. Nach Verlassen der Sondergruppe „Die Frau“ kommen wir zu einer offenen Siedlungsanlage, in der Muster-



Die Hallen 80—84

(Heizung und Lüftung, Nahrungs- und Genußmittel, Luftfahrt und Sport)

häuser moderner Art sich um eine idyllische Dorfschloß gruppieren, von deren Turm uns Bochumer Gußstahlboden begrüßen.

Weiter geht es in die sich anschließende Reihe der Ausstellungshallen hinein. Sie sind der Reihe nach gewidmet: dem Gas und der Elektrizität, der Beleuchtungstechnik, der Heizung und Lüftung, den Koch- und Wascheinrichtungen, der Ernährung und den Genußmitteln, der Kleidung, dem Sport, der Luftfahrt und allen Sportarten. — In der „Halle der Technik“ finden wir die mannigfaltigsten Industrien vertreten, darunter die gewaltigen Erzeugnisse des Preß- und Walzwerkes in Reisholz bei Düsseldorf.

Nun treten wir, die Halle 87 verlassend, auf den freien Platz vor dem Hauptrestaurant. Er ist in der Mitte mit einem kleinen See geschmückt, aus dem abends der Leucht-Springbrunnen seine Wassergarben in bunten Farben gen Himmel schleudert. Zwei Ladenstraßen, in denen Geschäfte aller Art ihre Verkaufsgegenstände zur Auslage bringen, umgeben diesen Platz nördlich und südlich, während er nach Osten hin von dem riesigen Hauptrestaurant abgeschlossen wird, um sich nach Westen, dem Rheine zu, zu öffnen, von dessen anderem Ufer eine echt nieder-rheinische Landschaft herübergrüßt.

Noch ist der Gang durch die Hallen nicht beendet; wiederum umfängt uns ein solches Riesengebäude, das der Kosmetik, der Chemie und Optik sowie der Gruppe „Mensch, Tier und Pflanze“ Unterkunft gewährt. Wenn wir auch diese Halle durchschritten haben, kommen wir zu dem wunderschönen Gebäude der deutschen Bäder, zu dem Haus der Stadt Düsseldorf, zu dem Volksspeisehaus, in dem jeder Besucher für tatsächlich billiges Geld gutes Essen und Trinken erhält, kommen zu dem Wellenbad und zu dem reizenden Aquarium, das das Entzücken aller Besucher bildet. In diesem Teil der Ausstellung sehen wir noch allerhand kleinere Bauten, die wir nicht übersehen dürfen, wie etwa die Rote-Kreuz-Baracke, den orientalistisch an-

mutenden Bau, der die Hygiene der Juden schildert, den Pavillon der Heilsarmee und außerdem im Freien mancherlei Gewächshäuser, gärtnerische Anlagen und dergleichen mehr.

Dieser kurze, eilige Rundgang zur Orientierung dürfte den Besucher vom Morgen bis zum Spätnachmittag, vielleicht bis zum Schluß der Ausstellungshallen, der um 7 Uhr abends erfolgt, festhalten und beschäftigen, ohne daß es ihm aber gelingen sein wird, mehr als einen Überblick gewonnen zu haben. Er wird es deshalb dankbar begrüßen, nimmere mehr den Vergnügungspark zu betreten, der ihm in mannigfaltigster Abwechslung Erholung und Zerstreuung ermöglicht.

Nicht aber das ist das Ziel der Ausstellung, einen Tag voll Anregung und Ablenkung zu bieten, sondern die Ausstellung in ihrer Gesamtheit will Größeres. Sie will dem deutschen Menschen zeigen, wie er seinen Körper gesund erhalten und stärken, seinen Mitmenschen dienen und zur Erhaltung seines Volkes, zur Wiederaufrichtung seines Vaterlandes beitragen kann. In der Tat bietet diese Ausstellung eine derartig überwältigende Lehrschau zu diesem Zwecke, wie sie großartiger nicht gedacht werden kann.

Von den Sonderbauten, die sich einzelne Firmen oder Unternehmungen auf der Ausstellung errichtet haben, sollen einige der beachtenswertesten den Lesern des „Werks“ in Wort und Bild vorgeführt werden. Als erste mag die Schilderung eines Sonderbaues gegeben werden, der ihm besonders Interessantes bietet, nämlich des Hauses „Ruhrkohle“. Dieser von weitem durch sein Fördergerüst die Leute aus dem Industriegebiet anziehende Bau zeigt in seiner geschmackvollen inneren Aufmachung die gewaltigen Leistungen des Ruhrkohlenbergbaues nicht nur auf dem Gebiete der Gesundheit und der sozialen Fürsorge, sondern er veranschaulicht auch die große Bedeutung der Ruhrkohle als die Hauptenergiequelle eines neuzeitlichen Industriestaates und die hochstehende Technik, die der Gewinnung der Kohle dient. Die Ausstellung ist so gegliedert, daß in der zur ebenen Erde gelegenen Halle die Sammlungen untergebracht sind, während sich unterirdisch ein Schaubergwerk befindet, das auch dem Fernstehenden einen belehrenden Blick in die Anlagen eines Bergwerks unter Tage

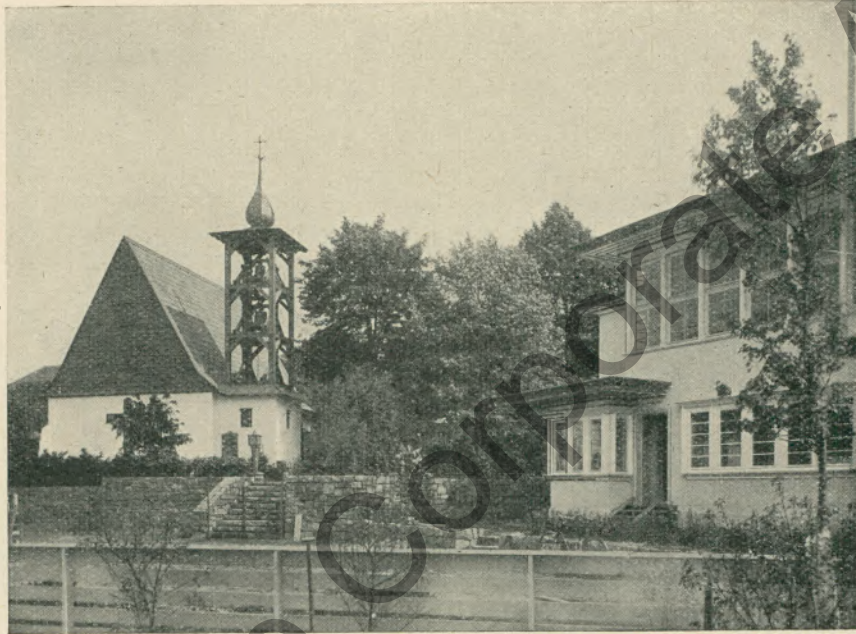
bietet und die Arbeit des Bergmannes veranschaulicht. — In der Mitte der hohen Halle, in die wir durch die Eingangstür treten, sehen wir das große Modell einer naturgetreu wiedergegebenen Steinkohlenzeche mit allen zum Tagesbetrieb gehörenden Anlagen und Einrichtungen. Das Modell ist 4×5 Meter groß und im Maßstab von 1:1,50 Meter hergestellt.

Ein Rundgang durch das Innere des Gebäudes führt uns in kleine Kojen, von denen die erste der Geologie der Steinkohle gewidmet und von der Westf. Berg-Gewerkschafts-Kasse in Bochum eingerichtet ist. In den zu beiden Seiten des „Schachtes“ liegenden Kojen werden einige ausgewählte Kapitel aus dem Gebiete der Hygiene, der Unfallverhütung und der sozialen Fürsorge im Steinkohlenbergbau dargestellt. Lehrreiches Material über die Unfallverhütung bringt die Kojen 3, während in der nächsten Kojen die Fürsorge für den im Beruf erkrankten und arbeitsunfähig gewordenen Bergmann geschildert ist. — In einer Reihe farbiger Diapositive und Bilder sehen wir die Krankenhäuser und Heilstätten, z. B. Beringhausen bei Melschede, das Waldsanatorium „Haus Kleine“ u. a., dargestellt.

Auch die Fürsorge für den im Beruf verunglückten Bergmann ist in eingehenden Darstellungen zu sehen. — Die Gewinnung, Aufbereitung und Verwendungsmöglichkeiten der Ruhrkohle findet in den weiteren Vorführungen aller Art eine vorzügliche Schilderung.

Großes Interesse wendet sich natürlich dem Schaubergwerk zu, das man entweder durch den Förderseil, in dem sich eine Seilfahreinrichtung befindet, erreichen kann oder durch eine Treppe. Man sieht den Füllort, die maschinellen Auftriebsvorrichtungen, die Signaleinrichtungen, den Hauptquerschlag, die Pumpenkammer usw., kurz ein Miniaturbergwerk unter der Erde — wenn auch nicht tief, so doch immer stark an die Wirklichkeit erinnernd.

So ist hier ein Ausstellungsgelände geschaffen, das für die vielen Bewohner aus dem Ruhrgebiet sehr bemerkenswert ist, noch bemerkenswerter für die vielen aus allen Teilen Deutschlands herbeiströmenden Besucher, die bisher ein Bergwerk kennen zu lernen kaum Gelegenheit hatten.



Dorfkirche (Bau 75)

Der Aufbau des preussischen höheren Schulwesens

Zur Einführung der Schulreform im Rheinland

Von Oberstudienrat Dr. Hans L. Koch

Es ist weder Übertreibung noch Überhebung, wenn man sagt, daß die Bildungshöhe eines Volkes wesentlich durch die Güte seiner höheren Schule bedingt ist. Allerdings werden auch viele Menschen im Leben glücklich und erfolgreich, die nie eine höhere Schule besucht oder vielleicht gar sie „ohne Erfolg“ besucht haben. Sie fallen manchmal sogar durch ihre frische, unverbildete Art des Denkens und Handelns angenehm auf. Man kann es überhaupt wirklich bedauern, daß namentlich wegen der Berechtigungen viele Kinder in die höhere Schule kommen, deren wirkliche Begabung sich anderswo weit besser entwickeln könnte. Im allgemeinen aber ist die höhere Schule der zweckmäßigste und sicherste Weg zu einer vertieften Bildung.

Fragen der Erziehung und des Unterrichts finden in Revolutionszeiten immer besonders lebhaftes Anteilnahme, denn „wer die Jugend hat, der hat die Zukunft“. Auch die deutschen Schulverwaltungen bekamen darum nach 1918 ihre Außenseiter und Springer, die sozusagen zur Blutauffrischung dienen und dafür sorgen sollten, daß die Schule auf die Anschauungen der von nun an ja auch in Kulturfragen ausschlaggebenden politischen Mehrheitsparteien gebührend Rücksicht nähme. Man sieht es manchen Gesetzen und Verordnungen dieser Zeit an, daß für ihre Abfassung nicht der erfahrene Schulmann, sondern der schulpolitisch eingestellte Parteimann verantwortlich ist. Vieles davon mußte denn auch schon bald darauf ausdrücklich zurückgenommen oder geändert wer-

den, anderes ist still der Vergessenheit anheimgefallen. Auch die große Reichsschulkonferenz, dieses überdemokratische Parlament aller an Erziehung und Unterricht beteiligten Kreise, in dem sogar die Jugendlichen zu Wort kommen durften, verlief ohne greifbares Ergebnis, wenn man von einem dicken Band Reden absieht. Schließlich übernahm in Preußen das Ministerium die Führung in der Schulreform. Die so geschaffene Reform ist in ihrem ganzen Wesen bereits nachrevolutionär. Hier sprechen schon wieder Fachleute in ihrer Sprache und versuchen, im Sinne ihrer pädagogischen Ideale, der Schule neue Wege zu neuen oder doch als neu empfundenen Zielen in Erziehung und Unterricht zu weisen. Allerdings hat man nachträglich den Bedürfnissen des praktischen Lebens noch eine Reihe von Zugeständnissen machen müssen, durch die die Linien des ursprünglichen Entwurfs etwas verwischt werden.

Da diese Reform Ostern 1926 auch im besetzten Rheinland eingeführt wird, so findet eine Darstellung des durch sie geschaffenen Aufbaus der höheren Schulen sicher auch die Aufmerksamkeit von Nichtfachleuten. Die schon durch Raumangel gebotene Beschränkung auf Knabenschulen rechtfertigt sich auch sachlich dadurch, daß die Mädchenschulen im wesentlichen nach den gleichen Grundsätzen gestaltet sind.

Die Schulreform hat zunächst einmal Stellung nehmen müssen zu den vielumstrittenen Fragen, in welchem Lebensalter die Kinder auf eine höhere Schule übergehen, und wieviel Jahre sie dort bis zur Reifeprüfung bleiben sollen.

Früher boten die „Vorschulen“ gegen Entgelt den Eltern die Möglichkeit, ihre Kinder bereits vom sechsten Lebensjahr an in drei Klassen für die höheren Schulen besonders vorbereiten zu lassen. Dasselbe Ziel konnte aber auch durch den allerdings meist vierjährigen Besuch der Volksschule erreicht werden. Heute gibt es keine Vorschulen mehr, da sie als „Standeschulen“, was übrigens höchstens einige Privatschulen waren, nicht mehr genehm sind. Alle Kinder gehen jetzt auf die „Grundschule“, die in vier Jahrestklassen den Anschluß an die höhere Schule erreicht. Es hat, wie erinnerlich, harte Kämpfe gekostet, bis man für besonders leistungsfähige Kinder die Aufnahmeprüfung für Sexta schon nach drei Grundschuljahren unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt hat.

Trotz dieses Entgegenkommens bedeutet die Durchführung der Grundschulpflicht für einen beträchtlichen Teil der Schüler eine Verlängerung der Schulzeit. Dies ist natürlich unerfreulich, da es die Eltern wirtschaftlich belastet und den Eintritt der Kinder in die eigentliche Berufsausbildung verspätet. Darum haben viele Vertreter der Einheitsschule eine Verkürzung der höheren Schule um ein Jahr gefordert. Wirkliche Fachleute bezweifeln aber, daß dann die höhere Schule noch für ein wissenschaftliches Studium auf einer Hochschule genügend vorbereiten kann. Hat doch F. Cauer mit Beibringung aller Zahlen nachgerechnet, daß der Schüler von 1925 als Abiturient weniger wissenschaftlichen Unterricht genossen hat als der Schüler von 1880 bei der Erlangung der Reife für Unterprima! Einen weiteren Abbau, dazu noch um ein ganzes Jahr, können wir uns also wirklich nicht leisten. Darum ist es erfreulich, daß der vorschnelle Versuch der Hamburger Schulverwaltung, die achtjährige höhere Schule einzuführen, bereits wieder aufgegeben ist, bevor er allzuviel Unheil hat anrichten können. Auch die höhere Schule Preußens bleibt nach der Schulreform grundsätzlich neunjährig.

Allerdings hat sich auch der Gedanke, eine zeitlich verkürzte höhere Schule mit unverminderten Zielforderungen auf eine längere Volksschulzeit aufzubauen, in beschränktem Maße durchgesetzt. Manche für die höhere Schule geeignete Kinder verpassen aus den verschiedensten Gründen den Anschluß nach vier Jahren. Oft gelingt es ihnen dann später mit Hilfe von Privatunterricht, gleich in eine höhere Klasse einzutreten. Immerhin ist dies unsicher und kostspielig. Darum haben andere in dieser Lage nach Beendigung der Schulpflicht gern die Laufbahn des Volksschullehrers gewählt, dessen Ausbildung in dem mit Internat verbundenen Seminar ihren Wünschen am meisten entsprach. Diese Sonderausbildung der Volksschullehrer hat man jetzt als unzureichend abgeschafft. Man verlangt als Grundlage für ihre Fachausbildung die Reife einer höheren Schule. Darum lag es nahe, eine auf sechs Jahrgänge verkürzte höhere Schule auf einen siebenjährigen Besuch der Volksschule aufzubauen. Diese neuen „Aufbauschulen“ sind jetzt, abgesehen von einigen Großstädten, in etwa fünfzig Landstädten in der Entwicklung begriffen.

Gegen den allgemeinen Ersatz der neunklassigen höheren Schule durch solche sechsklassigen Aufbauschulen vor deren wirklicher Erprobung bestehen allerdings entscheidende Bedenken. Vor allem muß in diesen verkürzten Schulen infolge der unverkürzten Forderungen das Zeitmaß des Fortschreitens stark beschleunigt werden. Dem sind aber nur wirklich begabte und dabei völlig gesunde Kinder auf die Dauer gewachsen. Für den Durchschnitt ist es jedenfalls viel wirksamer, gesünder und angenehmer, in langwieriger Arbeit zum Ziel geführt zu werden.

Wir haben also jetzt in Preußen neben dem Hauptweg, der die Kinder in 4 + 9 Jahren zur Reife einer höheren Schule führt, einen Nebenweg, bei dem das gleiche Ziel in 7 + 6 Jahren erreicht wird.

An der Tatsache, daß es keine allen Anforderungen entsprechende Form einer höheren Schule gibt, hat auch die Schulreform nichts zu ändern vermocht. Möglichst viele unmittelbar im späteren Leben verwertbare Kenntnisse können wohl Vorbereitungsschulen für die einzelnen Berufe übermitteln, nicht aber höhere Schulen, die ihren Zöglingen den Zugang zu allen Berufen öffnen und offen halten wollen. Den dafür nötigen Wissensstoff vermöchte ja kein Mensch zu bewältigen. Aber auch jene „Allgemeinbildung“, die alle Grundlagen, Antriebe, Erregenschaften unserer vielspaltigen Kultur und Zivilisation kennt, ist kaum für einen Erwachsenen, wie viel weniger denn für einen Schüler erreichbar. Die höhere Schule hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie an einem auch stofflich wertvollen Wissensgebiet den Blick für wissenschaftliche Fragestellungen und Zusammenhänge geschärft, zu unbefangenen Forschen nach der Wahrheit erzogen und ein bis ins kleinste gewissenhaftes Arbeiten gelehrt hat.

Die Schulreform zieht aus alldem ehrlich die Folgerung, indem sie für die einzelne Schule auf eine doch weder notwendige noch erreichbare Vollständigkeit verzichtet und nur erstrebt, daß durch die Gesamtarbeit aller höheren Schulen alle wertvollen Grundlagen unserer Kultur in jeder neuen Generation lebendig bleiben.

Das gemeinsame stoffliche Band, das alle höheren Schulen umschließen soll, ist die Pflege der das gemeinsame deutsche Bildungsgut übermittelnden „kulturkundlichen“ Fächer Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Religion. Im übrigen teilt die Reform den verschiedenen Formen höherer Schulen je eine Sonderaufgabe zu. In dem altsprachlichen Gymnasium sollen der Kulturkreis des klassi-

sehen Altertums und seine bis in die Gegenwart lebendigen Auswirkungen im Mittelpunkt der Unterweisung stehen. In dem neusprachlichen Gymnasium (das übrigens leider nachträglich wieder „Realgymnasium“ genannt worden ist) sollen mit Hilfe der neueren Fremdsprachen die Kulturen der Hauptvölker des westlichen Kulturkreises in ihren Eigenarten und in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit studiert werden. Die Oberrealschule hat als Sonderaufgabe, das mathematisch-naturwissenschaftliche Denken und seinen Einfluß auf das gesamte Leben eines Volkes klarzulegen. Und schließlich ist deutsche Kultur in sich selbst so reich, daß man sie in der Deutschen Oberschule geradezu zum Kernstück gemacht hat. Erst durch das Zusammenwirken der von Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule und Deutscher Oberschule ausgehenden Anregungen bleiben annähernd alle Bestandteile deutscher Kultur für die Zukunft erhalten.

Infolge der Sparmaßnahmen mußte die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden vermindert werden, was die Denkschrift übrigens auch sachlich zu rechtfertigen sucht. Dabei hat man die das gemeinsame Bildungsgut übermittelnden kulturkundlichen Fächer ebenso wie die künstlerischen Fächer (Zeichnen, Musik) und die Leibesübungen gespart oder sogar noch etwas verstärkt. Den Verlust tragen in der Hauptsache einerseits Mathematik und Naturwissenschaften, andererseits die fremden Sprachen. Allerdings kann eine höhere Schule auf keins dieser beiden Gebiete völlig verzichten. Daher finden wir ebensowohl auf den „sprachlichen Gymnasien“ die Mathematik und die Naturwissenschaften, wie auf dem „mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium“, der Oberrealschule also, die neueren Sprachen. Über das unerläßliche Mindestmaß an beiden Bildungsmitteln kann man natürlich verschiedener Meinung sein. Der Mathematikunterricht am Gymnasium mußte beispielsweise auf den fast einmütigen Widerspruch der Öffentlichkeit hin wieder verstärkt werden.

Über die Reihenfolge der zu erlernenden Fremdsprachen besteht keine Einigkeit. Viele Fachleute glaubten, in dem „Frankfurter Reformplan“ die beste Lösung gefunden zu haben. Dieser beginnt mit einer neueren Fremdsprache und macht für alle Arten höherer Schulen einen gemeinsamen Unterbau möglich. Die Reformrealgymnasien sind sehr beliebt geworden, während die Reformgymnasien sich nicht recht durchzusetzen vermochten. Auf der andern Seite hielten weite Kreise mit gleicher Entschiedenheit an dem Sprachbeginn mit Latein fest, und zwar bemerkenswerterweise auch für das Realgymnasium.

Die Schulreform trägt beiden Anschauungen Rechnung: sie läßt sowohl Latein als auch eine neuere Fremdsprache für den Anfangsunterricht zu. Obwohl es eigentlich den Grundgedanken der Reform widerspricht, hat man sogar nachträglich das Weiterbestehen einiger Reformgymnasien genehmigt. Ebenso hat man beim Reformrealgymnasium neben der neuen Form mit Latein in „Randstellung“, d. h. nur in den vier oberen Klassen mit wenig Stunden, auch noch die alte Form mit der zweiten neueren Fremdsprache in Randstellung zugelassen. Bemerkenswert ist ferner, daß der neusprachliche Unterricht sowohl mit Französisch als auch mit Englisch

beginnen darf. Schließlich hat man einer ganzen Reihe von Gymnasien in kleinen Städten, wo sie die einzige höhere Schule sind, auch weiterhin gestattet, für ihre nach sechs Jahren abgehenden Schüler einen „Ersatzunterricht“ für Griechisch durch Verstärkung der neueren Fremdsprache und der Mathematik einzurichten.

Art und Reihenfolge der fremden Sprachen auf den höheren Schulen ist also sehr verschieden.

Es beginnen mit Latein rund 300 Gymnasien und 150 Realgymnasien.

Im dritten Jahr tritt eine neuere Fremdsprache hinzu, die bei den Gymnasien stets nebensächlich bleibt, bei den Realgymnasien aber Hauptfach wird.

Im vierten Jahr erscheint auf den Gymnasien das Griechische, auf den Realgymnasien die zweite neuere Fremdsprache, die das Latein in Randstellung drängt.

Es beginnen mit einer neueren Fremdsprache außer den wenigen Reformgymnasien die 150 Reformrealgymnasien und die 150 Oberrealschulen.

Im vierten Jahre folgt bei den Reformgymnasien und etwa der Hälfte der Reformrealgymnasien, die den alten Plan beibehalten haben, Latein; die andere Hälfte der Reformrealgymnasien und die Oberrealschulen nehmen dagegen die zweite neuere Fremdsprache auf.

Vom sechsten Jahre ab erhalten dann die Reformgymnasien Griechisch, die alten Reformrealgymnasien ihre zweite neuere Fremdsprache in Randstellung, die neuen Reformrealgymnasien das Latein in Randstellung, während bei den Oberrealschulen überhaupt keine weitere Fremdsprache hinzukommt.

Mit einer neueren Fremdsprache beginnen auch die sieben Deutschen Oberschulen, die es bisher erst gibt. Sie fügen aber, anders als die Oberrealschulen, erst im sechsten Jahre die zweite neuere Fremdsprache – und zwar in geringerem Ausmaß – hinzu.

Eine Reihe von höheren Schulen umfaßt nur die ersten sechs Jahrgänge, führt also ihre Schüler nur bis zu der auch heute noch sehr beliebten „mittleren Reife“. Solche Schulen werden, wenn sie nach dem Lehrplan des Gymnasiums bzw. des Realgymnasiums unterrichten, als Progymnasien bzw. Realgymnasien bezeichnet. Während diese (12 bzw. 56 an der Zahl) eigentlich nur als Vorstufe zu den betreffenden Vollanstalten gedacht sind, gewähren die 200 nach dem Lehrplan der Oberrealschulen unterrichtenden sechsklassigen Realschulen eine in sich recht gut abgeschlossene und wertvolle Bildung.

Mit den zuletzt genannten sechsklassigen höheren Schulen dürfen die oben erwähnten „Aufbauschulen“ trotz der gleichen Klassenzahl nicht auf eine Stufe gestellt werden. Diese Aufbauschulen übernehmen ja ihre Schüler in höherem Lebensalter und wollen sie bis zur Hochschulreife fördern. In ihrem Lehrplan lehnen sie sich meist an die Deutsche Oberschule, ausnahmsweise auch an die Oberrealschule, an.

Diese Vielgestaltigkeit des höheren Schulwesens hat gewiß ihre Schattenseiten. Es wird aber so der Versuch gemacht, alle wertvollen Bildungsträfte aus der Vergangenheit lebendig zu erhalten und sie mit allem gesunden Streben der Gegenwart zu verschmelzen, damit auch in Zukunft deutsches Schulwesen vorbildlich bleibe in der Kulturwelt. Möge es gelingen!

Die größte Schmach, die je mir werden kann –
vermaledeit sei sie – tut der mir an,

Hat je gelebt so arm ein braver Mann?

der von mir sagt, ich hätte keinen Feind.

So kläglich arm, zu haben keinen Feind:

Rosegger.

Lübeck

„Was wiltu begehren mehr,
denn die alte Lübsche Ehr.“

(Aus dem Admiralszimmer des Rathaus-S.)

Die altertümlichen süddeutschen Städte haben immer, und besonders seit die Romantiker sie entdeckten, die Reisenden angezogen, auch weil sie auf dem Wege nach dem von den Deutschen allzusehr geliebten und gelobten Land Italien liegen. Seit wir arm sind und uns auf das Eigene besinnen und beschränken müssen, wird auch Norddeutschland und die wundervolle Backsteingotik seiner alten Städte gesucht und geliebt. Gerade die Süddeutschen stehen oft überwältigt vor der gewaltigen Geschlossenheit der Formen, dem reichen Einklang der Farben, der starken, geschichtlichen Überlieferung, die hier so lebendig und eigenartig wirken.

Lübeck ist nicht nur die älteste und ruhmreichste, sie ist auch die an geschichtlichen und kunsthistorischen Denkmälern, malerischen Bauten und an landschaftlicher Schönheit reichste der norddeutschen Hansestädte. Kommt man vom Bahnhof und wendet sich durch Anlagen und über Brücken stadtwärts, so grüßt gleich das truhige Holstentor, dahinter die sieben schlanken Türme der Kirchen Lübeds, stolze Wahrzeichen der Stadt, die mit dem grünen Patina ihrer Kupferdächer weit ins Land und bis zur nahen Ostsee leuchten.

Wer gleich eine Übersicht über die klare und schöne alte Stadplanlage gewinnen will, der wende sich auf halber Höhe der hügelansteigenden Holstenstraße rechts zur St.-Petri-Kirche und besteige ihren Turm. Über dem bewegten, mit frischem Baumgrün durchsehten Bild der roten Dächer fesselt den Blick vor allem St. Marien, hoch überragend auf dem höchsten Punkt des Hügels erbaut, mit zwei Turmriesen geziert, die Stadtkirche Lübeds, im dreizehnten Jahrhundert von den Bürgern aus rotem Backstein erbaut, das gewaltige Vorbild des Kirchenbaues der reifen Gotik im Ostseegebiet. Dahinter gen Norden schließen das Burgtor, jenseits im Süden der Dom die Stadt an ihren Schmalseiten ab.

Wie eine „Schildkröte“ liegt Lübed zwischen den Wassern der Trave, der Wakenitz und des Kanals, vom grünen Gürtel der alten Wälle und Anlagen umgeben, so, vornehm getrennt von seinen Vorstädten und Industriebezirken, das alte Stadtbild im großen und ganzen noch rein und wirksam bietend. Darüber hinaus sieht man reiches grünes Land, durch das die Trave in Windungen den Weg zur nahen Ostsee sucht.

Hier begreift sich's, daß diese Stadt an besonders begünstigter Stelle planmäßig angelegt wurde. Als älteste deutsche Gründung auf zeitweilig slavischem Boden an der Ostsee, um den Handel aus dem Inland und dem Nordseeküstengebiet nach Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland und dem Baltikum zu leiten, und daß ihr schnell beste deutsche Volkskraft aus dem Westen zuströmte. Unter Lübeds Führung war es der deutsche Kaufmann, der durch sein genossenschaftliches Auftreten das Deutschtum im Ausland vertrat, und aus diesen Genossenschaften entwickelte sich der Bund deutscher Städte, die Hanse, die, während das deutsche Kaiserium vergeblich im Ringen

sein Schwergewicht nach Süden verlegte, im Ostseegebiet kolonisierte, handelte, herrschte, auf die Befestigung nordischer Throne Einfluß hatte, selbständig Kriege führte und deutsches Recht und Wesen zu Ansehen brachte.

1143 gegründet, 1226 zur freien deutschen Reichsstadt erhoben, erreichte Lübed noch im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts den Umfang der heutigen inneren Stadt. Das fünfzehnte Jahrhundert war für die Hanse und Lübed die Zeit der höchsten Blüte. Dann trat mit dem Einfluß der Holländer auf den Ostseeverkehr und der materiellen und nationalen Erstarkung der nordischen Reiche ein Rückgang und der unaufhaltsame Verfall der Hanse ein.

So sind die Baudentmäler bis zu diesem Zeitraum die gewaltigsten und bestimmenden der Stadt. Aber auch später haben Renaissance, Barock, Rokoko, Empire und Biedermeier Reizvolles geschaffen, das sich merkwürdig gut dem malerischen Stadtbild einfügt.

Von St. Petri sind es nur ein paar hundert Schritte zum Marktplatz, dem das Grün der beschnittenen jungen Linden gut zum alten Rathausbau steht, der wichtig die Nordostecke einnimmt. Nordwärts, vor dem riesigen Bau der Marienkirche, liegt der älteste Teil mit einem säulengetragenen Renaissancevorbau. Im rechten Winkel daran anschließend das Langhaus, dessen von Granitsäulen getragene Bogen die Verbindung zur Hauptstraße geben. Im Innern wirkt das vornehme Treppenhaus, der Rokoko-Audienz-, jetzt Senats Sitzungssaal, vor allem die Kriegsstube, deren edle Renaissance-Holzvertäfelungen, um 1600 gefertigt, bestes deutsches Kunsthandwerk sind. Noch reicher in der Ausführung ist das nach einem früheren Besitzer genannte Fredenbogensche Zimmer, mit Intarsien und Malerreliefs biblischen und mythologischen Inhalts, jetzt im Hause der Handelskammer.

Nordwärts führt die Hauptstraße, dem Rücken des Hügels folgend, zum Geibelplatz. Hier schaffen die Jakobikirche und ihre Vorbauten mit der Front des Heiligen-Geist-Hospitals, erbaut 1280, jetzt Altteufstift, ein wundervoll malerisches Bild.

Von hier aus führt die Burgstraße zum Burgtor, dem alten nördlichen Stadtzugang, das mit dem zugehörigen Gebäude ein fast unberührtes Stück Alt-Lübed bildet. Leider haben Burg und Burgtor, die westlich vom Tore hoch über der Trave lagen, zum großen Teile dem neuen Gerichtsgebäude weichen müssen.

Vor dem Torbogen auf der Brücke, die hier, kurz vor seiner Mündung in die Trave, den Elb-Trave-Kanal hoch überspannt, ein weiter Blick auf Lübeds heutiges Leben, auf den Hafen, seine modernen Verkehrsanlagen und Industriewerke. Rechts im Hintergrund das stille Wasser der Wakenitz, von Gärten und Willen umsäumt.

Noch schöner ist das Rückwärtschauen auf das Burgtor und die alte Stadtmauer, die hier Lübed wie in früheren Tagen abschließt und ein selten großartig altertümliches Stadtbild gibt.



St. Petri in Lübeck

Am entgegengesetzten Schmalende, im Süden der Stadt, ein ebenso schönes, aber ganz anderes Bild. In vornehmer Ruhe liegt hier zwischen alten Bäumen der Dom, die Bischofskirche, 1173 von Heinrich dem Löwen gegründet. Der älteste Bau, eine romanische Basilika, hat später den gotischen Chor erhalten und ist dann im gotischen Stil umgebaut. Schön der Blick von Westen auf die Wucht der Zwillingstürme, von Norden auf die hier im Übergangstil der Romanik zur Gotik vorgebaute prächtige Vorhalle, „das Paradies“. Im Innern des Domes das größte Kunstwerk in Lübeds Mauern, der von dem Domherrn Greverade gestiftete Memling-Altar.

Eine geschlossene Übersicht der Lübeder Kunst- und Kulturgeschichte gibt das St.-Annen-Museum, das sich dem interessanten Bau des alten St.-Annen-Klosters aufs schönste einfügt.

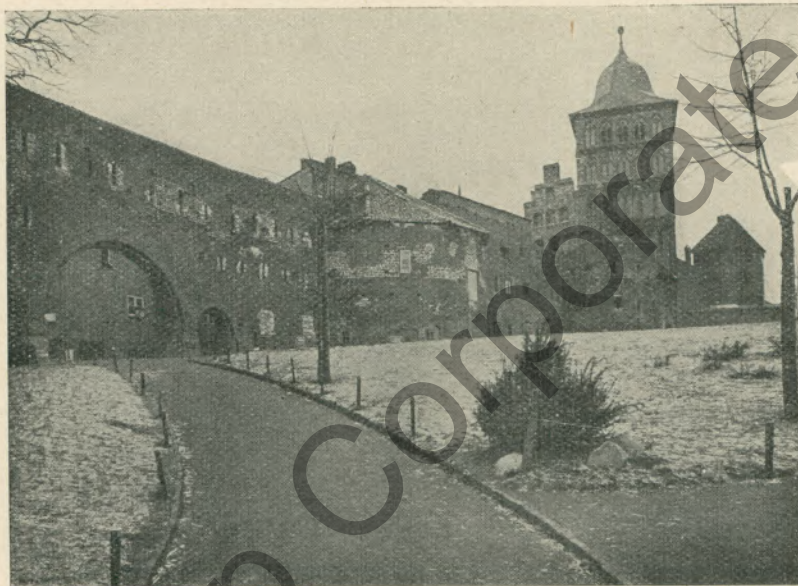
Noch lebendiger und eigenartiger werden auf viele die beiden alten Patrizierhäuser wirken, die durch glückliche Fügungen und reiche Bürger Spenden der Stadt erhalten und wiederhergestellt sind. Da ist das „Schabbelhaus“ mit seinem mächtigen Sandsteinportal und der weiten Diele, das ein hübsches Kontor und einen altertümlichen Krämerladen birgt und in Flügel und Haupthaus feine Räume zeigt, die stilgerecht ausgestattet sind mit Renaissance-, Barock-, Rokoko-, Empire- und Biedermeier-Möbeln.

Ganz anders wirkt das „Behnhaus“, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts von dem dänischen Baumeister Lillie erbaut, im klassizistischen Stil mit Nachklängen des Rokoko. Auch hier sind die riesige Diele, die Zimmeranordnung und viele Einzelheiten überraschend schön und vornehm.

Und dann noch ein anderes altberühmtes Gebäude, das Haus der Schiffergesellschaft mit seinem schlanken Treppengiebel. Hier füllt die hohe Dielenhalle die ganze Front. Einst Versammlungsort der Schiffer, ist der Raum heute mit seiner dunklen Täfelung, der alten Anordnung der schweren Tische und Bänke, dem malerischen Deckenschmuck der Schiffsmodelle und Kupferkronleuchter ein sehr eigenartiges, stimmungsvolles Gastzimmer für jedermann geworden.

Sein Eigenstes zeigt aber Alt-Lübed erst dem, der Zeit findet, die Siebelhäuser zu betrachten. Besonders den alten Straßen, die vom Hügelrücken zur Trave ziehen und Sitz der Großaufleute waren, geben sie ihr altertümlich-stattliches Gepräge. Dazwischen Quergassen mit gemauerten Schwibbögen, und überall in den Stadtwinkeln zahlreiche Höfe und Gänge von überaus malerischen Wirkungen.

Wer mit offenen Augen zu schauen versteht, der wird froh und stolz fühlen, was deutsches Bürgertum hier einst schuf. Und eine Sehnsucht wird ihm kommen nach „der alten Lübschen Ehr“. Clara Prieß.



Lübed. Burgtor und Mauer von Norden

Die deutschen Rolande. Bei der geringen Anzahl der heute noch vorhandenen Rolandstandbilder dürfte es zweifellos von Interesse sein, wenn im nachstehenden dem Aufsatz „Die deutschen Rolande“ von Dr. E. Kolbe in Heft 2 dieser Zeitschrift noch einige Worte über einen Roland hinzugefügt werden, der infolge seiner — von der fast allgemein üblichen Darstellungsweise abweichenden — Form besonderer Beachtung wert erscheint. Es ist dies der Roland, der auf dem Marktplatz der ehemals freien Reichsstadt Eger steht, die seit dem Jahre 1322 an die Krone Böhmens verpfändet ist und heute noch ihrer Einlösung harret.

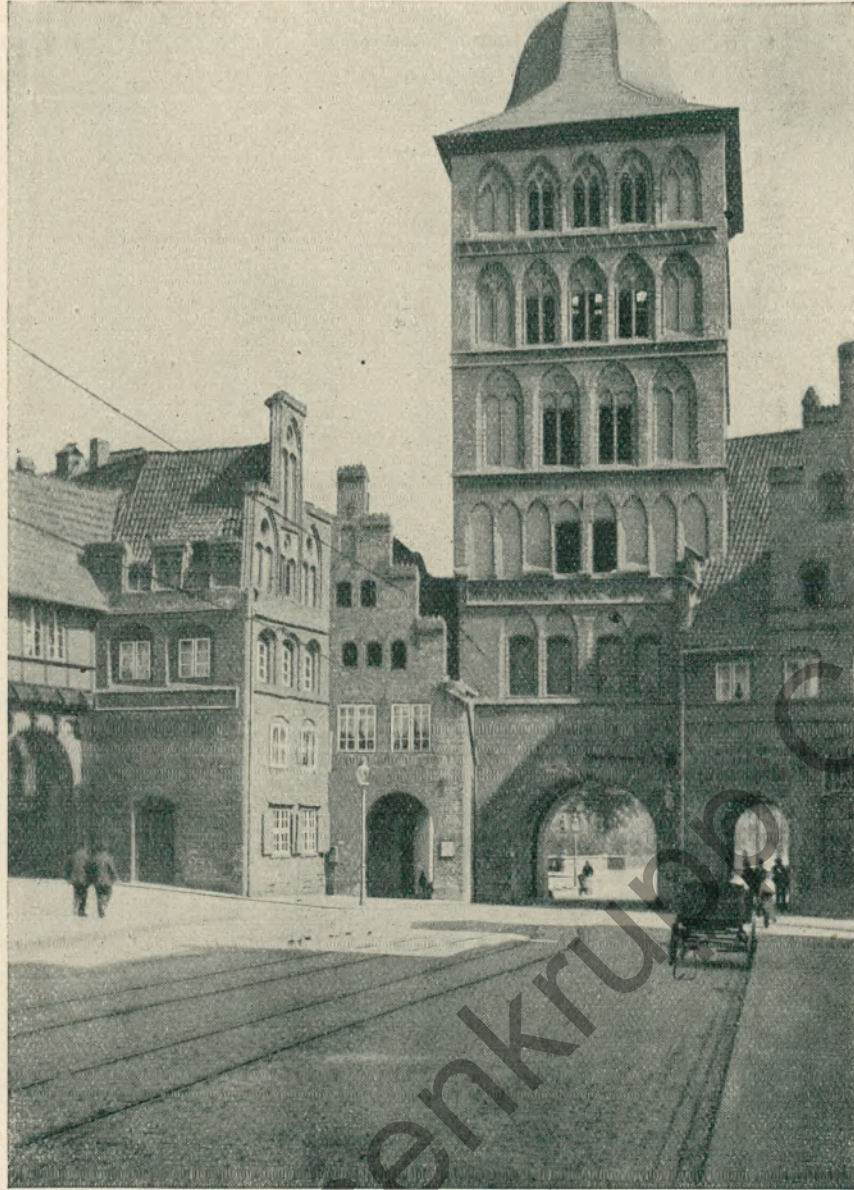
Der genannte Roland wurde im Jahre 1524 als hölzernes Standbild errichtet und im Jahre 1591 durch die jetzt noch vorhandene Steinfigur ersetzt, die ein Egerer Bildhauer angefertigt hat. Die Figur, die eine Höhe von 1,84 m aufweist, zeigt einen Gewappneten in der Rüstung des 16. Jahrhunderts, ohne Helm, der in der rechten Hand einen 2,66 m langen Speiß hält und die Linke auf einen Schild stützt, der das

Stadtwappen von Eger trägt und auf einem ruhenden Löwen aufsitzt. Der Schild hat oben, wo ihn der Ritter faßt, und unten, wo er auf dem Löwen ruht, sogenannte Voluten, also Einrollungen, wie wenn er aus Leder wäre. Zur rechten Seite des Gewappneten steht eine kleine Gestalt und drückt mit der Linken das blanke Richtschwert an die Brust, während die Rechte ein abgeschlagenes Haupt, auf der rechten Schulter aufliegend, in die Höhe hält. — Die ganze Gruppe erhebt sich auf einem Sockel inmitten eines steinernen Brunnens und wird im Volksmund als Röhrenkasten-Waßl bezeichnet (Waßl = Abkürzung von Sebastian), obwohl das Standbild sicher nichts mit dem heiligen Sebastian zu tun hat, sondern eine einwandfreie Rolandfigur darstellt. Besonders deutlich wird die Bedeutung dieses Bildes als Vertöppelung der Blutgerichtsbarkeit durch das abgeschlagene Menschenhaupt in den Händen der kleinen Gestalt, wohl des Henkers, so daß der Egerer Roland durch seine weitgehend angedeutete Symbolik besonders interessant ist.

Dipl.-Ing. Hermann Waechter.

Wer stets fürcht, es möcht vielleicht
Sein Thun nicht wohl gerathen,
Gar selten er sein Wunsch erreicht,
Thut nimmer dappere Thaten.

Man kann sich nicht Glückseligkeit
Allzeit versichert sprechen,
Wer etwas scharpffe Dörner scheut,
Wird keine Rosen brechen. Alter Spruch



Lübeck. Burgtor (Stadtseite)



Lübeck. Haus der Schiffergesellschaft

Etwas über Wassersprengungen

Jeder der Leser kennt aus dem Kriege die vernichtenden Wirkungen moderner Torpedos und Seeminen, denen auf beiden Seiten der Kriegführenden so manches Schiff zum Opfer gefallen ist. Doch nicht von diesen Vernichtungen soll hier die Rede sein, sondern von dem äußeren Verlauf und den Erscheinungen bei einer solchen Explosion, wie sie sich dem Ohr und dem Auge des Zuschauers darbieten.

Aus dem Kriege sind Abbildungen bekannt, die zeigen, wie ein Schiff beispielsweise von einem Torpedo getroffen wird. Wir sehen eine mehr oder weniger hohe Wassersäule neben dem Schiff aufsteigen, die uns von der Wirkung der bei der Explosion sich bildenden Gase Zeugnis ablegt.

Da jedoch das getroffene Schiff die Wassersäule nicht zur vollen

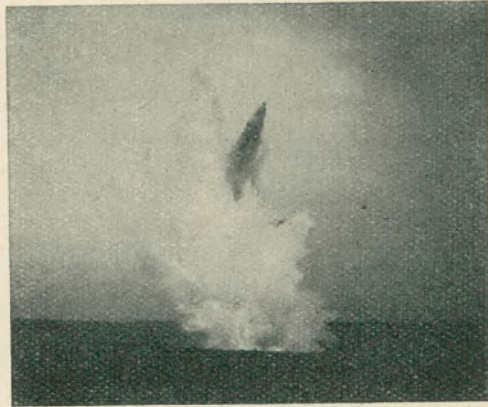


Abb. 1

Entfaltung kommen läßt, erhält man nur ein unvollkommenes Bild der Gesamtwirkung. Ein vollkommenes Bild erhält man, wenn man die Sprengladung für sich allein zur Explosion bringt, wie dies z. B. bei Erprobung der Sprengstoffe geschieht. Die diesen Zeilen beigegebenen Aufnahmen veranschaulichen das äußere Bild derartiger Sprengungen.

Die bei den Sprengungen 1 bis 4 verwendeten Ladungen eines modernen Sprengstoffes hatten etwa gleiches Gewicht und schwammen etwa 5 m unter der Wasseroberfläche. Trotzdem also die Begleitumstände dieselben waren, sehen wir doch eine verschiedene Wirkung in bezug auf das Zustandekommen der Sprengsäulen, hier Sprenggarben genannt.



Abb. 2

Man unterscheidet auf den ersten Blick eine hohe und schlanke Garbe (Abb. 1 und 2) und eine breite, niedrigere (Abb. 3 und 4). Haben erstere die Gestalt von starken Säulen, so ähneln die letzteren fast kleinen Eisbergen. Charakteristisch für beide sind aber die nach allen Seiten aus der eigentlichen Garbe herauschießenden Zäken. So zeigt namentlich Abb. 1 auf der rechten Seite der Garbe eine auffallend große Zäke, und zwar von dunkler Färbung im Gegensatz zu der sonst hellen Färbung der Garbe. Dunkel gefärbte Partien finden wir auch sonst auf fast allen Bildern. Wenn nun auch die schwach gefärbten Stellen auf Schatteneinwirkung zurückzuführen sind, so ist dies bei den stärker gefärbten doch nicht

der Fall. Hier haben wir es vielmehr mit einer Rauchentwicklung der Sprenggase zu tun, oder es sind vom Meeresboden mitgerissene Erdschichten in feinstverteiltem Zustande.

Dieses kann der Fall sein, wenn, wie in den vorliegenden Fällen, die Sprengung in mäßiger Wassertiefe ausgeführt wird. Hier betrug sie etwa 15 bis 20 m. Die nach unten gerichteten Sprenggase treffen dann den Meeresboden, werden von diesem zurückgeworfen und reißten hierbei losen Meeresboden mit nach oben, der dann die Färbung der Sprenggarbe hervorbringt. Eine Eigentümlichkeit der säulenförmigen

Sprenggarben ist der fast immer auftretende breite Sockel, der bei den niedrigen und breiten Garben fehlt.

Bei genauer Betrachtung wird man finden, daß die zackenähnlichen Gebilde zum Teil scharf ausgebildet sind, zum Teil aber auch verschwommen aussehen. Ersteres ist ein Zeichen dafür, daß die Wasserteilchen noch im Steigen begriffen sind, also noch unter der Einwirkung der Sprenggase stehen, während in dem anderen Falle die Sprengwirkung bereits aufgehört hat und die Teilchen schon den Abstieg begonnen haben.

Es ist für den Photographen nicht ganz leicht, den günstigsten Augenblick für die Aufnahme der Sprenggarbe, nämlich ihrer größten Höhe, zu erfassen. Einwandfrei gelingt ihm dies erst nach einer längeren Erfahrung, wenn er den richtigen Augenblick gewissermaßen im Gefühl hat.

Wie die Abbildungen erkennen lassen, kann die Höhe der Sprenggarben unter sonst gleichen Umständen sehr verschieden sein. Welche Gründe hierfür sowie überhaupt für das Zustandekommen der so verschiedenen Formen der Sprenggarben vorliegen, hat sich einwandfrei noch nicht feststellen lassen. Im allgemeinen steigert sich natürlich die Sprengwirkung desselben Sprengstoffes mit der Größe der Ladung. Bei derselben Ladung ist die Sprenggarbe um so niedriger, je tiefer



Abb. 3

unter Wasser sie zur Explosion gebracht wird. Die Höhen der Sprenggarben auf Abb. 1 und 2 betragen 80 bzw. 111 m, die Durchmesser am Fuß 36 bzw. 28 m, Höhe und Durchmesser auf Abb. 3 und 4 etwa 40 bis 50 m.

Eine ganz abweichende Gestalt zeigt die Sprenggarbe auf Abb. 5. Einem riesigen Pilze nicht unähnlich, besteht bei ihr der hellere Stiel aus Wasserteilchen, während der dunkle Kopf Rauch ist.

Es ist die Explosion einer an der Wasseroberfläche treibenden Sprengladung, daher auch die niedrige Säule von nur mäßigem Umfang und die große Rauchentwicklung.

Abb. 6 zeigt die Explosion einer 1 m über dem Erdboden zur Explosion gebrachten Ladung desselben Sprengstoffes wie auf den Abb. 1 bis 3 und von gleichem Gewicht. Hier entsteht natürlich keine hohe Sprenggarbe, sondern was man hier sieht, ist lediglich die Wirkung der nach unten gerichteten Sprenggase sowie Rauchentwicklung. Erstere dringen bis zu einer gewissen Tiefe in den Erdboden ein, werden dann reflektiert und schleudern hierbei die gelockerten Erdschichten nach oben und den Seiten.

Auch hierbei treten die schon vorhin erwähnten Zäken auf; der nach rechts heraustretende Zäken hat beispielsweise die gleiche Form wie auf Abb. 1.

Abb. 7 gibt eine gleiche Sprengung wie auf Abb. 6 in der Dunkelheit wieder. Man sieht die für einen Augenblick entstehende Feuerfäule mit dem Strahlenkranz.

Das Wesen einer Explosion ist bekanntlich der Vorgang, daß der Sprengstoff durch äußeren Einfluß zu einer Zersetzung seiner Bestandteile in Gasform gebracht wird. Dies geschieht mit einer großen

der Wölbung, und in mächtigem Schwunge steigen unter starkem Brausen gewaltige Wassermassen in die Höhe, steigen höher und immer höher, bis die Gewalt der treibenden Kraft erlahmt ist und die Steigegeschwindigkeit abnimmt, bis sie schließlich ganz aufhört. Die Umrisse der Wasserfäule nehmen weichere Formen an, ein Zeichen, daß der Abstieg begonnen hat, und unter einem gewaltigen Klatschen

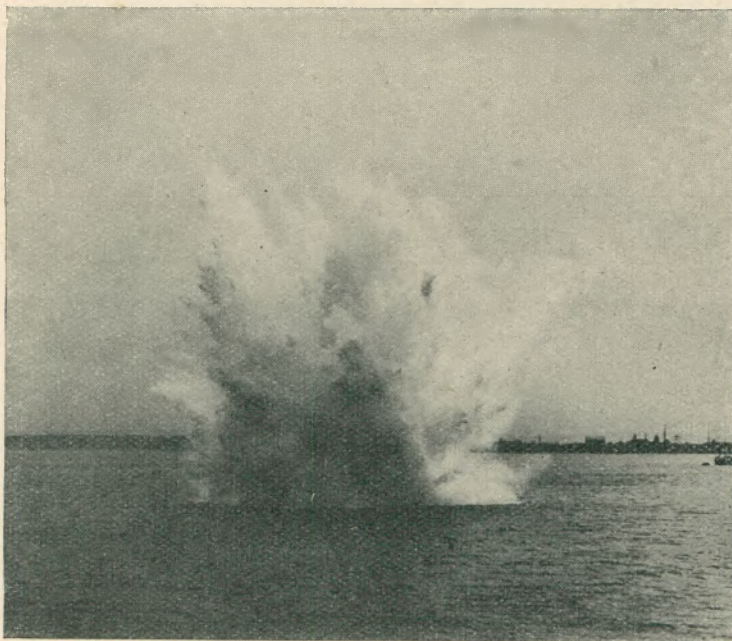


Abb. 4



Abb. 5

Geschwindigkeit, wobei die Gase bestrebt sind, einen um das Vieltausendfache größeren Raum einzunehmen, als der Sprengstoff eingenommen hat. Die Ausdehnung geschieht nach allen Seiten, eine Wirkung ist aber nur dort sichtbar, wo sich ein Widerstand vorfindet.

Die Ausführung einer größeren Wassersprengung ist nicht ohne einen gewissen Reiz. Bald nach dem Zünden hört man einen eigentümlich



Abb. 6



Abb. 7

dampf klingenden, starken Knall unter Wasser, gleich darauf wölbt sich die Wasseroberfläche über der Sprengstelle auf einem großen Umfang, und dann durchbricht plötzlich eine gewaltige Wasserfäule die Mitte

sinkt das Gebilde in sich zusammen, und nur ein leichtes Gefräusel der Wasseroberfläche legt Zeugnis davon ab, welche gewaltigen Kräfte eben an dieser Stelle gewaltet haben.

Mstr.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Deutsche Sportchronik

Um Deutschlands Fußball-Meisterschaft. — Die Staffelläufe eröffnen die Saison. — Nurmi startet



Der Start der ersten Klasse zur Rheinstaffel im Neuf

Zwei Angelegenheiten sind das A und O aller Sportchatten dieser Tage: die deutsche Fußballmeisterschaft und Nurmis Start in Deutschland. Die Vorrunde um die höchste Würde des D. F. V. ist erledigt und hat zum Teil Ergebnisse gebracht, die selbst einer Glorie die Haare sträuben lassen. „Bayern“ München, der neue Stern am süddeutschen Fußballhimmel, der Favorit im Endkampf, der Inbegriff letzter Spielkultur, verunglückte schon beim ersten Start. „Fortuna“ Leipzig machte ihrem Namen alle Ehre und spielte den großen Gegner mit 2 : 0 nieder. Damit hat der Süden seine stärkste Waffe verloren. Aber allem Anschein nach wird die Spielvereinigung Fürth die Ehre des D. F. V. zu retten wissen, denn ihr überlegener 5 : 0-Sieg über die zähe „Victoria“ Forst gibt Kleinlichen Bedenken kaum Raum. Immerhin werden die Fürther erst im Kampf gegen die forschen Norddeutschen aus Hamburg und Kiel Gelegenheit haben, ihr wirkliches Können unter Beweis zu stellen. Der Dritte im Bunde der Süddeutschen, der Fußball-Sportverein Frankfurt a. M., darf nach seinem Debut gegen B. V.

Alteneessen keine übertriebenen Ansprüche auf besonderes Vertrauen stellen. Daß er die Leute von der Ruhr 2 : 1 besiegte, ist auf Konto eines unerhörten Glückes zu setzen. Die Alteneessen führten das Treffen mit überlegener Form durch, zeigten ein befehlendes Zusammenspiel, aber —

sie vergaßen, ihren Angriffen durch Schußfreudigkeit im Strafraum den nötigen Effekt zu geben. Daß der westdeutsche Altmeister, Duisburger Spielverein, gegen den Hamburger Sportverein nichts zu bestellen hatte, war von vornherein klar. Der 3 : 1-Sieg der H. S. V. ergibt dem Spielverlauf einigermaßen gerechten Ausdruck, wobei besonders zu berücksichtigen ist, daß Harver, mit dem die Mannschaft steht und fällt, auf dem regendurchweichenden Boden nicht einen einzigen seiner gefährlichen Alleingänge ausführen konnte. Wenn er trotzdem „sein“ Tor schoß,

so beweist das nur, daß „Eul“ auf Tradition hält. Auch der dritte westdeutsche Meisterschaftsanwärter, V. f. R. Köln, ließ sich schon im ersten Gang aus dem Rennen werfen. Was die Kölner gegen die reichlich besprochene Vorder-Nordwest-Mannschaft zeigte, war



Der Schlussmann der Rheinstaffelsieger Hessen-Preußen, Raßel geht im Düsseldorf Rhein-Stadion durchs Ziel

einfach bodenlos. Aufbau, Abwehr, Angriff, Taktik und Takt, Technik und gesunde Intelligenz, Ballbehandlung usw. . . von alledem nicht die Spur. Die Berliner waren bescheiden genug, dieses blamable Niveau nicht allzusehr zu verderben. Sie spielten ungefähr denselben lächerlichen Fußball und sind an ihrem 2 : 1-Sieg nahezu unschuldig. Anders der andere Vertreter Brandenburgs, der die Königsberger Bewegungsspieler glatt mit 4 : 0 schlug. Bis zum Wechsel setzten die Nordostdeutschen den Hertha-B. S. C. einen hartnäckigsten Widerstand entgegen, dann aber war ihre Kunst am Ende. Den zahlenmäßig höchsten Triumph heimste „Holstein“ Kiel ein. Mit einer derben 8 : 2-Niederlage mußte der zweite Valtentvertreter, Stettiner Sportklub, die Rückreise antreten. Uns dünkt, daß Holstein Kiel alle Ausichten hat, den stark favorisierten Fürthern auf den Beiz zu rücken. Eine weitere Sensation — nach Bayerns Niederlage in Leipzig zweifellos die größte der Vorrunde — war die Schlappe des Dresdener Sportklubs, dem man in eingeweihten Kreisen durchaus Endkampf-aussichten geben wollte. Mit demselben Ergebnis, mit dem die Ober aus Breslau im vorigen Jahre den V. f. B. Leipzig abfertigten, wurde diesmal der S. C. Dresden erledigt. Ohne Frage ist dieser unerwartete Mißerfolg nicht zum wenigsten auf das Fehlen des bewährten internationalen Mittelläufers Köhler zurückzuführen. Gedächtnis enttäuschte in Breslau genau so wie vor vier Wochen in Düsseldorf. — Es erhebt sich nunmehr, nach erledigter erster Vorrunde, die Frage: Wer wird das Rennen machen? Wir glauben, daß Fürths Routine den Ausschlag geben wird. Trotzdem konnte ein Sieg der Kieler nicht unbedingt als traffe Überraschung gebucht werden. Unter dem Schlußstrich also: Fürth, Kiel, Frankfurt, Hamburg. Und dann, nach der zweiten Runde . . . ?

Die Erfindung des Rodelns. Auf den unbekannten Erfinder des Schlittschuhs hat Klopstock einen begeisterten Hymnus angestimmt, aber ebenso unbekannt scheint auch (wenn mich nicht meine völlige Unwissenheit auf diesem Gebiet täuscht) der Erfinder der noch herrlicheren Rodelkunst zu sein. Indessen gibt es ein wenig beachtetes historisches Zeugnis über die Ausübung des Rodelns aus dem Jahre 101 vor Christi Geburt. In seiner Lebensbeschreibung des Marius berichtet Plutarch eingehend über den Zug der Cimbern und Teutonen. Er erzählt, wie die Cimbern die Tridentinischen Alpen überstiegen, und wie der Konsul Catulus sie hinter der Etsch erwartete. Und nun heißt es bei Plutarch wörtlich: „Die Barbaren aber gingen in ihrer Zuerstlichkeit und Verachtung gegen alles, was ihnen in den Weg trat, so weit, daß sie, mehr bedacht, ihre Kraft und Verwegenheit sehen zu lassen, als nur das zu tun, was eben nötig war, sich nackt beschneien ließen, über Eis und tiefen Schnee auf die Höhen stiegen, sich dann auf ihre breiten Schilde setzten, abstiegen, und so die Abhänge herunterrutschten, unbekümmert um die jähen und furchtbar abschüssigen Stellen.“ Soweit Plutarch. Man spürt ordentlich das Gruseln des Südländers bei diesem fröhlichen Wintersport der Germanen. Die Cimbern aber haben offenbar gerodelt, wobei sie ihre „breiten Schilde“ als primitive Schlitten benutzten, und allerdings — zum Unterschied von den modernen Rodeln, vorläufig wenigstens! — nackt waren. Vielleicht findet aber auch ihr Kostüm noch Nachahmung; man kann nie wissen!

Dr. Simchowicz in der Köln. Btg.

Anm. der Schriftl. Noch im vorigen Jahrhundert banden sich die Bauernkinder Schweinerippen unter die Füße, womit sie auf dem Eise liefen.

Die Waldblaufmeisterschaft der Deutschen Turnerschaft am 25. April in Stuttgart. Kohlhaas (Düsseldorf) Waldblaufmeister der D. T. im Einzellauf. Turn- und Sportverein Schöneberg, Waldblaufmeister der D. T. im Mannschaftslauf. Tausende und Abertaufende von Zuschauern hatten sich am Ablauf und auf der Strecke der Waldblaufmeisterschaft der D. T. eingefunden, die mit 130 Teilnehmern ein überaus bereichendes Zeugnis für die Zunahme dieser Übung ablegt. Neben den alten Rängen, die im Vorjahr mit mehr oder weniger Erfolg die Waffen gekreuzt hatten, bemerkte man eine ganze Reihe neuer Gesichter, die auch denn alle Erwartungen über den Haufen warfen, die Besten aus dem Vorjahre, den Sieger Bräsecke und andere von der Spitze verdrängten, um sich in den Vordergrund zu bringen. Die Leitung, Unterbringung und was sonst noch bei einem so großen Wettkampf von Wichtigkeit ist, klappte gut, die Strecke war gut gekennzeichnet und vor allem nicht ganz so schwer, wie vorher erzählt worden war.

Zur festgesetzten Stunde standen die 130 Mann am Ablauf und schon ging's los. Zuerst ist das Feld ziemlich beieinander, dann schält sich doch bei 3 km eine Spitzengruppe von fast 25 Mann heraus, die bis zum Schluß sich nur wenig auseinanderzieht, um in dichten Radeln sich dem Ziel zu nähern. Unter den ersten Läufern — Kohlhaas (Düsseldorf), Etsche (Altenbauna) und Krake (Apolda) — entwickelt sich noch ein äußerst scharfer Endkampf, der zugunsten des bis dahin wenig bekannten Kohlhaas (Düsseldorf) ausfällt. Und Läufer für Läufer trifft auf dem in Degerloch gelegenen Zielplatz ein das Zielgericht muß härteste Arbeit leisten, um die dicht folgenden Trupps richtig einzureihen. Als 4. geht Reichert (Kronau-Baden) durchs Ziel, danach der vorigen Jahr an 11. Stelle gelandete Maack (Stuttgart), als 6. erscheint der Branden-

Außerhalb des Meisterschaftskampfes hat nur noch ein Spiel stattgefunden, das größeres Interesse beansprucht: Süddeutschland — Westdeutschland. Der Westen gewann mit zweiter Garnitur verdient 3 : 1 (2 : 1) Eden 8 : 4.

Aus dem Lager der Leichtathleten

seien die Staffelläufe erwähnt, die der Saison den Auftakt gaben. Deutschlands größte und älteste Staffel, Potsdam-Berlin, gewann der S. C. Charlottenburg nach heftigem Streckenkampf im Endspurt ganz überlegen. Die Rheinstaffel (Neuß—Düsseldorfer Rheinstadion) sah der vorjährigen Zweiten, Hessen-Preußen, vor Köln 99 in Front. „Quer durch Bochum“ holte sich durch Disqualifikation seines Gegners der Essener schwarz-weißen T. u. S. Bochum. Die Dresdener Staffel „Rund um den großen Garten“ entschied Guts Muts Dresden mit nur acht Metern Vorsprung vor Dresdenern für sich. Weitere Staffelläufe von Bedeutung waren: Merseburg—Halle, (Sieger: V. f. L. Halle), Quer durch Breslau (Sieger: V. f. B. Breslau) und Lützschena—Leipzig (Sieger: V. f. B. Leipzig).

Mit fiebernder Spannung wird der Start des „fliegenden Menschen“, des finnischen Laufwunders Nurmi, erwartet. Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen werden, sind die Ergebnisse seiner Läufe in Berlin und Düsseldorf bereits bekannt. Aber soviel wissen wir heute schon: einen gleichwertigen Gegner wird er in Deutschland nicht finden, denn von deutscher Rekordleistung bis zum Weltrekord eines Nurmi ist noch immer ein weiter Weg, der erst überwunden sein wird, wenn unsere Sportbewegung aufgehört hat, eine Angelegenheit einzelner zu sein.

burgische Kreismeister Tiek (Friesen), als 7. wiederum ein neuer Mann Huf-Jahn (Straubing), dann Marx (Chemnitz), dem Rosemann (Breslau), Mäkelburg (Schöneberg) und der Kreisleiter Bräsecke (Schöneberg) folgen. Der Mannschaftslauf ergibt einen überlegenen Sieg des T. u. Sp. V. Schöneberg mit 48 P. vor Tgmde. Sachsenhausen-Frankfurt a. M. 58 P. und Berliner Turnsportverein Friesen 70 P., Vorwärts (Breslau) 75 P. Im Wettbewerb der Kreismeisterschaften konnten die Brandenburger den ersten Sieg heimehmen, während Mittelrhein und Baden die Plätze belegen.

Die Ergebnisse sind: Deutscher Meister: W. Kohlhaas (T. V. 1847 Düsseldorf) 25,11,4 Min., 2. Etsche (T. V. Altenbauna, Oberweser); 3. Krake (T. V. Apolda); 4. Reichert (T. V. Viktoria, Kronau in Baden); 5. Maack (T. G. S. Stuttgart); 6. Tiek (T. V. Friesen-Berlin); 7. Huf (T. V. Jahn 1863, Straubing-Bayern); 8. Marx (T. V. Chemnitz-Hilbersdorf); 9. Rosemann (T. V. Vorwärts-Breslau); 10. Mäkelburg (T. u. Sp. V. Berlin-Schöneberg.) Von 110 Läufern gingen 91 durchs Ziel. Vereinsmannschaften: 1. Berlin-Schöneberg 48 P., 2. Frankfurt a. M.-Sachsenhausen 69 P., 3. T. V. Friesen-Berlin 70 P., 4. T. V. Vorwärts-Breslau 75 P., 5. Turngemeinde Rassel 96 P. — Kreismannschaften: 1. Kreis IIIb (Brandenburg) 27 P., 2. Kreis (Mittelrhein) 45 P., 3. Kreis (Schwaben) 48 P.

Hallenrekorde. Höchstleistungen deutscher Turner bei Hallensportfesten. Die im vergangenen Winter veranstalteten Hallensportfeste von Vereinen der Deutschen Turnerschaft haben außer dem ungemein werbenden Wert zum Teil Leistungen gezeigt, die die Höchstleistungen aus dem sportlichen Lager erheblich überbieten. Wenn man berücksichtigt, daß die Deutsche Turnerschaft erst seit einigen Jahren dazu übergegangen ist, die Spezialisierung in den einzelnen Übungsarten mehr als früher zu pflegen, so müssen die Erfolge besonders hoch eingeschätzt werden. In der Deutschen Turnerschaft sowohl als auch bei den Sportverbänden werden Hallenhöchstleistungen bisher nicht geführt. Bei dem Umfang, den die Hallenfeste in den letzten Jahren angenommen haben, dürfte es sich aber empfehlen, auch diese alljährlich in den Hallenwettbewerben erzielten Leistungen besonders zu beachten und als Hallenhöchstleistungen anzuerkennen. In der B. Z. am Mittag hat Hans Borowik als erster versucht, auf Grund umfangreichen einschlägigen Materials eine Liste der Hallenhöchstleistungen von Mitgliedern der D. S. B. zusammenzustellen. Fest steht, daß die Turner in den Laufübungen dem Wettbewerb mit den Sportleuten nicht standhalten können. In den Würfen und zum Teil in den Sprüngen sind sie ihnen jedoch ebenbürtig, wenn nicht überlegen, was die nachstehende Liste deutlich zum Ausdruck bringen dürfte:

Turner: Stabhochsprung: Regener (Dortmund) 3,72 m; Hochsprung: Illhardt (Lüdenscheid) 1,81 m; Hochsprung ohne Anlauf: Hohendahl (Dortmund) 1,52 m; Weitsprung: Wenker (Sölbe) 6,68 m; Kugelstoßen: Lingnau (Dortmund) 13,35 m; Steinstoßen: Lingnau (Dortmund) 9,75 m.

Sportler: Stabhochsprung: Friede (Hannover) 3,60 m; Hochsprung: Pasemann (Kiel) 1,85 m; Hochsprung ohne Anlauf: Schumacher (Hamburg) 1,45 m; Weitsprung: Hornberger (Kreuznach) 6,82 m; Kugelstoßen: Hähnchen (Berlin) 13,24 m; Steinstoßen: Müller (Börndorf) 8,37 m. — Zu erwähnen ist, daß Pasemann, Friede und Hornberger ebenfalls Turner sind.

Kreisgelandelauf des rheinischen Turnkreises. Kohlhaas (Düsseldorf) Meister der 1. Klasse. Köln-Nippes stellt den Sieger der Nebenkategorie. Der 18. April brachte in Remscheid die Austragung der Meisterschaft im Gelandelauf über neun Kilometer für die rheinischen Turner. Aus allen Gauen waren zahlreiche Meldungen erfolgt. Die Wegestrecke bereitete durch ihre zahlreichen Steigungen ziemliche Schwierigkeiten. Die Ergebnisse der Läufer sind als überaus gut zu betrachten, sind sie doch den besten Leistungen der Turnermeister 1925 gleichzustellen. Zahlreiche Zuschauer umsäumten die Wegestrecke, besonders am Ziel wohnten viele den Endkämpfen bei. Kohlhaas konnte im Endspurt mit Brustbreite über Schauenburg (Hünne) Sieger bleiben. Der vorjährige Kreiswäldlaufmeister Baer (Stolberg) kam als Siebenter durch das Ziel. Als Mannschaftssieger konnte Düsseldorf 47 den 1. Platz belegen. Barmen wurde 2. und Neuenahr 3. In der Nebenkategorie, die eine Laufstrecke von sechs Kilometern zu bewältigen hatte, wurde Lückerath von E. u. F.-Kl. Köln-Nippes 1. in 21 Minuten, nachdem er ebenfalls um Brustbreite Alberding vom Elberfelder Turnverein schlagen konnte. Den Mannschaftssieg errang Schwarz-Gold Stoppenberg mit 22 Punkten. Es folgten Elberfeld und Neuf (Allg. E. u. S. V.). Die Ergebnisse Hauptklasse: 1. Kohlhaas (Düsseldorf 1847) 33,2 Min.; 2. Schauenburg (D. Hünne), Brustbreite zurück; 3. Simon (D. Anrath) 33,48 Min.; 4. Rögels (D. Wermelskirchen), 34,44 Min.; 5. Stangs (D. 1846 Barmen) 34,59 Min.; 6. Baer (D. Stolberg) 35,10 Min.; 7. Effer (D. Stryum); 8. Odenthal (D. 1846 Barmen); 9. Delcuve (D. 1847 Düsseldorf); 10. Sipel (Ebd. Remscheid). Mannschaftssieger: 1. D. 1847 Düsseldorf 22 P., 2. D. 1846 Barmen 24 P., 3. D. Neuenahr 43 P. Nebenkategorie: 1. Lückerath (E. u. F.-Kl. Köln-Nippes) 23,21 Min.; 2. Alberding (D. 1899 Elberfeld) Brustbreite zurück; 3. Röttgen (D. Anrath) 23,35 Min.; 4. Buz (V. f. L. Schwarz-Gold Stoppenberg) 23,36 Min.; 5. Bullmann (V. f. L. Schwarz-Gold Stoppenberg) 23,37 Min.; 6. Hochdahl (V. f. L. Schwarz-Gold Stoppenberg); 7. Janßen (Allg. E. u. S. V. Neuf); 8. Jung (Allg. E. u. S. V. Neuf); 9. De Breyer (A. E. V. Ruhrort) 10. Widert (D. 1846 Barmen). Mannschaftssieger: 1. V. f. L. Schwarz-Gold Stoppenberg 22 P.; 2. D. 1899 Elberfeld 36 P.; 3. Allg. E. u. S. V. Neuf 40 P.

Handballspiel um die westdeutsche Meisterschaft der Turner. Westfalen gegen Rheinland. Turngem. Witten 1848 — D. Krefeld Oppum 2 : 3. 1. Halbzeit 1 : 0 für Witten; 2. Halbzeit 1 : 1; 3. Halbzeit 1 : 3 für Krefeld-Oppum; 4. Halbzeit 2 : 3 für Krefeld-Oppum. — Der Westfalenmeister unterliegt dem Rheinlandmeister.

Das Zwischenspiel um Westdeutschlands Handballmeisterschaft fand als Wiederholungsspiel am Sonntag, den 18. April, in Krefeld auf dem Plaze des D. Krefeld von 1855 statt. Dem Kampf wohnten über 2000 Zuschauer bei. Das Wetter war herrlich; der Platz gut. Witten hat Wahl und nimmt die bessere Seite. Krefeld wirft an und verliert sofort den Ball. Witten zeigt schönes Zusammenspiel, kommt aber nicht über die Abwehrlinie des Gegners. Krefeld spielt stark körperlich, was der Schiedsrichter unterbindet. Nach fünf Minuten wirft Krefeld einen scharfen Wurf aufs Tor, der dicht unter der Latte endet.

Das Spiel wird lebhafter. Bald ist das Tor von Krefeld, bald von Witten in Gefahr. Einen 16,50-m-Ball hält Wittens Torhüter sicher. Aus einem Vorstoß wirft der Halbrechte Wittens in der 15. Minute das erste Tor. Das Spiel bleibt weiter verteilt. Scharfe Würfe aufs Tor werden von den Torhütern gehalten. Witten ist spielerisch besser, doch wiegt Oppum dies durch körperliches Spiel auf, auch zeigt Oppum größere Ausdauer. Halbzeit 0 : 1.

Nach Wiederanfang drängt Oppum; Witten läßt nach. Das Spiel verliert an Feinheit. Zehn Minuten ist Oppum überlegen, dann macht sich Witten frei. Oppums Torwart bekommt Arbeit, die er glänzend meistert. Auch ein 16,50-m-Ball wird gehalten. Dann spielt sich der Kampf wieder vor Wittens Tor ab. Es gibt zwei 16,50-m-Würfe. Der dritte 16,50-m-Ball wird zum Tore verwandelt. 1 : 1. Jetzt wird das Spiel aufgeregt. Man drängt auf beiden Seiten mit Kraft zum Sieg. Eine Überlegenheit der Oppumer ist nicht zu verkennen. Zum Schluß kommt Witten mächtig auf. Eine ziemlich sichere Torlegenheit wird ausgelassen. Ein Durchbruch schafft einen gefährlichen Augenblick vor Wittens Tor, dann ausgeglichenes Spiel bis zum Schluß. 1 : 1.

Da die Entscheidung fallen muß, tritt Spielverlängerung ein. Krefeld-Oppum hat Wahl und nimmt die bessere Seite. Gleich zieht der Ball vor Wittens Tor. Der Rechtsaußen steht frei, gibt den Ball an den Halbrechten ab, der Tor wirft.

2 : 1 für Krefeld Oppum.

Witten drängt, erreicht aber nichts. Gleich darauf wird ein 16,50-m-Ball zum dritten Tor verwandelt.

Mit 3 : 1 für Krefeld-Oppum geht's in die Halbzeit.

Witten holt ein Tor auf, zeigt noch einmal gutes Spiel, dann Schluß. Krefeld-Oppum hat mit 3 : 2 den Sieg davongetragen. Ernreiter (Frankfurt) leitete das Spiel.

Leichtathletischer Industriestädtewettkampf Essen-Dortmund-Bochum. Essen überlegener Sieger. In der Stadionanlage des Turn- und Sportvereins Bochum fand Sonntag, den 2. Mai, die erste Wiederholung des im vergangenen Jahre ins Leben gerufenen leichtathletischen Wettkampfes der drei Städte statt. 3000 Zuschauer waren erschienen. Dr. Weinstein-Bochum und Schloßmacher-Dortmund leiteten die Veranstaltung sehr geschickt. Besonders in den Läufen entwickelten sich spannende Kämpfe, wie denn überhaupt trotz der frühen Jahreszeit schon beachtenswerte Leistungen geboten wurden, z. B. der Speerwurf des Dortmunders Mehndorf 53,50 m, der Weitprung von Didel-Dortmund mit 6,45 m usw. Des Vormittags hatte ein Handballwettkampf Bochum-Dortmund stattgefunden, der 3 : 3 endete.

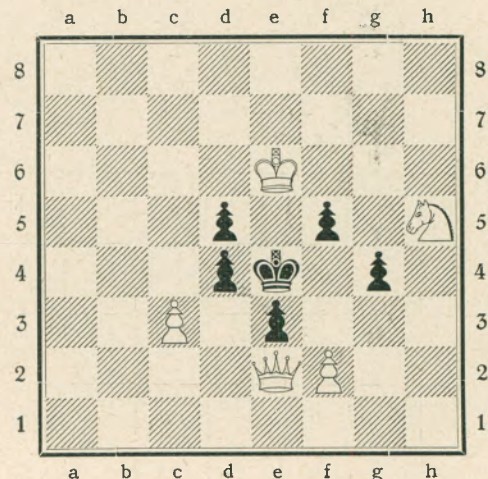
Die Ergebnisse sind: 1. 300-m-Lauf: 1. Dortmund (Junnhoff), 2 Min. 07 Sek.; 2. Dortmund (Kette); 3. Bochum. 2. Speerwerfen: 1. Dortmund (Mehndorf) 53,50 m, 2. Essen (Mainka) 43,23 m, 3. Essen. 3. 100-m-Lauf: 1. Essen (Moft) 11 Sek., 2. Essen (Dreibholz) 2 m zurück, 3. Dortmund. 4. Weitprung: 1. Dortmund (Didel) 6,45 m; 2. Essen (Walraffen) 6,39 m; 3. Essen (Stern) 6,30 m. 5. 1500-m-Lauf: 1. Bochum (Stelges) 4,23 2/10 Min.; 2. Essen (Verbed); 3. Dortmund. 6. 4 × 100-m-Staffel: 1. Essen (Guddat, Grimmedahl, Moft, Dreibholz) 45,1 Sek.; 2. Bochum 25 m zurück; 3. Dortmund einen weiteren 1/2 m zurück. 7. 400-m-Lauf: 1. Essen (Grimmedahl) 54,2 Sek.; 2. Dortmund; 3. Essen (Guddat). 8. Diskuswerfen: 1. Essen (Blodt) 34 m; 2. Dortmund (Schröder) 29,23 m; 3. Dortmund. 9. 5000-m-Lauf: 1. u. 2. Essen (Wolff und Heite) 18 : 29,1 Min.; 3. Bochum. 10. Hochsprung: 1. Dortmund (Schmelter) 1 : 67,5 m; 2. Bochum 1 : 65,5 m; 3. Essen (Neuloh) 1,65 m. 11. 3 × 1000-m-Staffel: 1. Essen (Kohlert, Jahnhofer, Verbed) 8 : 27,2 Min.; 2. Bochum; 3. Dortmund. Endergebnis: 1. Essen 52 Punkte, 2. Dortmund 71 Punkte, 3. Bochum 84 Punkte. Zum zweiten Male gewann damit Essen den Industrie-Städtekampf. Von den ersten Siegern stellte Essen mehr als die Hälfte, nämlich 6, Dortmund 4 und Bochum mußte sich mit Stelges' 1500-m-Sieg begnügen.

Schachende des „Werk“

Bearbeitet von G. Vollmer

Aufgabe Nr. 11

Von J. R. Neukomm, Budapest



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Stellung der Steine:

Weiß: Ke6; De2; Sh5; B (2) c3, f2; (5)
Schwarz: Ke4; B (5) d4, d5, e3, f5, g4; (6)

Einige Winke für Anfänger:

1. Partieröffnungen geschehen am vorteilhaftesten mit den Mittelbauern, um Dame und Läufer ins Spiel zu bringen. Verfrühte Angriffe mit der Dame führen zu Tempoverlusten und verhelfen dem Gegner zur Figurenentwicklung.

2. Die schwächsten Punkte des Brettes sind f2 und f7 und c2 und c7, da sie nur durch den König bezw. die Dame geschützt sind. Man versucht deshalb baldigst zu rochieren und vermeidet Qualitätsverluste durch das berüchtigte Springeropfer auf c7 bezw. c2.

3. Schließe dich einem Schachverein an, um in den verschiedenen Klassen mit stets wechselnden Gegnern zur Spielfähigkeit zu gelangen.

Rätsel

Lösung der Aufgabe Nr. 9

(Endspielstudie von J. Moravec.)

- | | |
|--------------|----------------|
| 1. Bc6 — c7 | 1. 2 b5 — c6 + |
| 2. Bb7 — b7! | 2. 2 c6 × b7 + |
| 3. Ka8 — b8 | 3. Ka6 — b6 |
| 4. Bb4 — b5! | |

und Weiß gewinnt, da der c-Bauer nicht zu halten ist.

Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Eibisch, Zwidau i. Sa. (Aufg. 8 u. 9); P. Halstenbach, Köln-Sülz (Aufg. 6 u. 7); Franz Gierk, Bonn (Aufg. 9); Hans Puze, Preßburg, Tschecho-Slowakei (9); S. Maufner, M. Figueras, Cornella (Spanien).

An mehrere Einsender:

In Aufgabe 8 scheitert der vielfach angegebene Textzug Dc2 — f2 an Schw. Td8 — a8, wodurch weitere Mattzüge hinfällig werden.
Deutscher Schachgruß!

Zwecks Bildung einer größeren Schachgemeinde bitten wir unsere Leser um Beteiligung an einem Problemlösungs-Turnier, das mit dem Märzheft 1927 beendet sein wird. Der Turnierverlauf ist so vorgesehen, daß für jede richtig gelöste Aufgabe bis zum 30. März 1927 dem Einsender 2 Punkte gutgeschrieben werden. Die Reihenfolge der Punkte entspricht den Preisträgern. Als Preise sind Schachwerke, Spiele usw. vorgesehen. — Für das Auffinden einer Nebenlösung sowie für den Nachweis der Unlösbarkeit einer Aufgabe werden 4 Punkte gutgeschrieben. Die erste Aufgabe ist vorliegender Zweizüger Nr. 11.

Die Schriftleitung.

Herr Otto Raesser (Schw., L.B., München) ging im Meisterschafts-Turnier als Sieger hervor. Dem Meister unsere herzlichsten Glückwünsche!

24. März 1926.

Siemens-Schach-Club München.

Rösselsprung

Von A. Kunze

	pur	te	du	straft	hö	tie	sen	
dir	dem	du	mels	willst	mußt	ge	hen	dig
für	gleich	glut	läß	stir	le	küß	fen	muß
schiff	dei	him	al	de	un	hen	freu	ge
in	ne	der	ne	a	ne	hen	sie	se
dir	dem	bend	du	ner	freu	der	ben	willst
son	er	dein	lei	ßen	be	des	te	soll
herz	muß	vor	see	sen	dei	und	ech	a
le	le	ner	frie	de	jü	lie	in	rech
	erst	ben	wiß	be	den	te	bends	

Auflösungen der Rätsel in Heft 2

Magisches Quadrat

W	e	i	n
E	m	m	i
I	m	m	e
N	i	e	t

Getränk

Mädchenname

Biene

Befestigungsteil

Silberrätsel

Nichts halb zu tun ist edler Geister Art. (Wieland.)

1. Naivität. 2. Tsar. 3. Cholera. 4. Tender. 5. Salome. 6. Herodot. 7. Atlas. 8. Lombardie. 9. Baltimore. 10. Reizig. 11. Uster. 12. Tantieme. 13. Ueberfall. 14. Nimrod. 15. Irene. 16. Salut.

Erklärung

des Erratens von Besitzern verschiedener Sachen.

Die drei Gegenstände a, b, c können an die drei Personen I, II, III auf sechserlei Weise verteilt werden. Schreibt man nämlich von den drei Buchstaben a, b, c denjenigen an erster, zweiter oder dritter Stelle, mit dem der von I, II oder III genommene Gegenstand bezeichnet ist, so ergeben sich die 6 durch Vermutieren der Buchstaben a, b und c entstehenden Tripel. Bei jeder der 6 möglichen Verteilungsarten kommt eine andere Summe der fortgenommenen Spielmarken, also auch eine andere Anzahl der auf dem Tisch liegengelassenen heraus, wie aus folgender Tabelle ersichtlich ist:

Verteilung	Fortgenommen	Rest
a b c	$1 \cdot 1 + 2 \cdot 2 + 3 \cdot 4 = 17$	1
a c b	$1 \cdot 1 + 2 \cdot 2 + 2 \cdot 2 = 15$	3
b a c	$1 \cdot 2 + 2 \cdot 1 + 3 \cdot 4 = 16$	2
b c a	$1 \cdot 2 + 2 \cdot 4 + 3 \cdot 1 = 13$	5
c a b	$1 \cdot 4 + 2 \cdot 1 + 3 \cdot 2 = 12$	6
c b a	$1 \cdot 4 + 2 \cdot 2 + 3 \cdot 1 = 11$	7

Um den Zusammenhang der sechs Restzahlen 1, 3, 2, 5, 6, 7 mit den sechs Verteilungsarten leicht im Gedächtnis behalten zu können, hat schon Bachet einen Merktvers angegeben. Nimmt man statt der ersten drei Buchstaben a, b, c die ersten Vokale a, e, i, so läßt sich die Beziehung der Reste zu den Verteilungsarten durch den folgenden Vers behalten:

Par fer, César, jadis, devint, si grand, prince.

Die hierin enthaltenen Worte bzw. Wortpaare beziehen sich, der Reihenfolge nach, auf die Reste 1, 2, 3, 5, 6, 7. Hat man so aus dem übriggebliebenen Rest das Wort oder Wortpaar des Merktverses, so geben die beiden darin enthaltenen Vokale der Reihe nach an, welchen Gegenstand I und welchen II genommen hat, woraus dann von selbst folgt, welchen Gegenstand III genommen hat. Waren z. B. zwei Spielmarken liegengelassen, so gibt der Merktvers das Wort „César“. Da e der zweite, a der erste Vokal des Alphabets ist, so hat I den zweiten Gegenstand, II den ersten, also III den dritten genommen. Waren sechs Spielmarken liegengelassen, so ergibt „si grand“, daß I den dritten, II den ersten, also III den zweiten Gegenstand genommen hat. Dughtred, dessen „Mathematical recreations“ in London 1653 erschienen, gab als gedächtnistechnisches Hilfsmittel statt des Bachetschen französischen Verses folgenden lateinischen Vers:

Salve certa animae semita vita quies.

Büchermarkt

Das zweite Schaltungsbuch. Fünzig erprobte Radioschaltungen zur Selbstanfertigung von Empfängern und Verstärkern aus käuflichen Einzelteilen von Hanns Günther. Halbleinen 8 Mk. Franch'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Während das erste „Schaltungsbuch für Radioamateure“ vorzugsweise einfache Kristall- und Röhrenschaltungen brachte, die den Anfänger allmählich in das ihm neue Gebiet einführen sollten, ist das vorliegende Buch fast ganz dem Mehröhrenempfänger und jenen Röhrenschaltungen gewidmet, die mit möglichst wenig Röhren die Wirkung von Mehröhrengeräten zu erzielen suchen. Daraus ergibt sich von selbst, daß sich „Das zweite Schaltungsbuch“ nicht an Anfänger, sondern an den vorgeschrittenen Funkfreund wendet, dem die Grundlagen der Empfangstechnik aus eigener Arbeit bereits vertraut sind, so daß er sich — gestützt auf seine Erfahrungen — auch schwierigeren Aufgaben zuwenden kann.

Die Wasserturbinen. Von Dipl.-Ing. P. Holl. Vollständig neu bearbeitet von Dipl.-Ing. Emil Treiber, Baurat in Karlsruhe i. B. Band I: Allgemeines. Die Freistrahlturbinen. Mit 86 Abbildungen. 126 Seiten. Sammlung Götschen Band 541. Band II: Die Überdruckturbinen. Mit 75 Abbildungen. 128 Seiten. Sammlung Götschen Band 542. Walter de Gruyter & Co., Berlin W. 10 und Leipzig. 1926. Preis: pro Band 1,50 Mk.

Der in den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren herrschende Kohlenmangel in Deutschland hat die Bedeutung der einheimischen Wasserkraft für die Erzeugung von elektrischem Strom für Beleuchtungs- und Kraftversorgungszwecke, auch für elektrochemische Anlagen, zu klarer Erkenntnis gebracht, und es sind unter dem Zwang dieser Verhältnisse eine Reihe großer Wasserkraftanlagen in Deutschland entstanden. Ferner ergab sich Hand in Hand mit dem Ausbau großer Flüsse und Ströme zu Verkehrswasserstraßen die Möglichkeit und Gelegenheit zur Ausnützung mittlerer und großer Wasserkraft und schließlich wird sich auch die Elektrifizierung der deutschen Eisenbahnen auf den Hauptverkehrslinien größtenteils auf die Stromlieferung aus speicherfähigen Wasserkraftanlagen stützen.

Es wird gezeigt, wie der scharfe Wettbewerb zwischen Dampf- und Wasserkraft zu Verbesserungen der Wasserkraftmaschinen und zu neuen Bauformen geführt hat.

Deutsche Meister der Naturwissenschaft und Technik. Zweite vermehrte Auflage von Professor A. Rißner. (Sammlung Kösel, Band 102/103). I. Teil: 8°, 198 Seiten, Preis 2,50 Mk., II. Teil: 8°, 212 Seiten, Preis 2,50 Mk. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, R.-G., München.

In meisterhafter, knapper Form schildert der Verfasser das Leben der großen Geister der Technik, geschichtlich aneinander gereiht, und vor unseren Augen entsteht ein Gesamtbild der Erkenntnis, des Ringens und des Mühens um den technischen Fortschritt. Männer wie Gutenberg, Senefelder, Borsig, Krupp, Reiss, W. v. Siemens, Copernicus, Kepler, v. Guericke, Leibniz, Helmholtz usw. treten lebendig in die Erscheinung, wodurch schon der erste Band einen so großen Erfolg erzielt. Die hübschen Bilderbeigaben geben Bildnisse und Büsten aus dem Ehrensaal des Deutschen Museums in München wieder.

Das Weltreich der Technik. Entwicklung und Gegenwart von Artur Fürst, 3. Band. 1926. Verlag Allstein, Berlin.

Der Verkehr auf dem Wasser und der Verkehr in der Luft. Wenn wir eine kurze Inhaltsangabe geben, so kann sie dem Leser schon ein ziemlich vollständiges Bild des reichhaltigen Inhalts dieses großangelegten Werkes geben: Flüsse und Kanäle. Die Häfen. Das Schiff („Im Anfang war das Schiff“). Schiffslenkung. Seezeichen. Der Ballon. Das lenkbare Luftschiff. Das Flugzeug. Es gibt wohl kaum eine Seite dieser gewaltigen Gebiete, auf denen die Menschheit seit Urzeiten gekämpft und gerungen hat, die der Verfasser nicht mit erstaunlicher Sachkenntnis ausführlich behandelt hätte. Auf jeder Seite begleiten vorzügliche Abbildungen, die aus allen Zeiten und von allen Völkern bis in unsere Tage uns die Wunderwerke menschlicher Technik anschaulich vermitteln. Landkarten und Pläne vervollständigen den Eindruck. Aus der Fülle des Stoffes sei nur auf Abbildungen in großen Mäßen verwiesen, die

uns z. B. den Querschnitt eines Riesenozeandampfers und technische Konstruktionszeichnungen zeigen. Ähnliches enthält die Abteilung Luftschiffahrt.

Jeder Techniker wird aus diesem Werk reiche Belehrung schöpfen. —

Physik für Alle von Hanns Günther. Verlag Dietz & Co., Stuttgart. 393 Seiten Text, 443 Bilder, Ganzleinenband in Großformat 16 Mk., geheftet 12 Mk. Kann auch in 13 Lieferungen zu je Mk. 1, — bezogen werden.

Die Grundlage aller Technik ist die Physik. Die Beherrschung der Naturkräfte ist die Tatsache, auf die wir gegenüber den noch weniger entwickelten Völkern mit Recht stolz sind. Dabei ist das Ende der Entwicklung noch gar nicht abzusehen, und wir werden sicherlich noch viele wundervolle Dinge entdecken und erleben. Das Werk soll zum eignen Nachdenken auf diesem Gebiet anregen; es will die physikalischen Gesetze so klar machen, daß zweckloses Grübeln über unmögliche Dinge vermieden wird.

Geschichte des Kunstgewerbes. Von Dr. Georg Lehnert, a. o. Professor an der Technischen Hochschule zu Berlin. III: Das Kunstgewerbe der gotischen Zeit. 112 Seiten und 32 Bildtafeln. Sammlung Götschen Band 926. Walter de Gruyter & Co., Berlin W. 10 und Leipzig. 1926 Preis: 1,50 Mk.

Der Verfasser schildert in knapper, aber ansprechender Form, wie Baukunst, Bildnerei und Malerei sich in der Gotik entfaltet haben und geht dann zur eigentlichen Geschichte des Kunstgewerbes über. Die Schilderung des Aufkommens von Sitz- und Schrankmöbeln, Laufbeden, Kronleuchtern, Schalen, Bechern usw. ist anziehend und belehrend; das Büchlein kann jedem Kunstgewerbler bestens empfohlen werden.

Denksport, eine Zeitschrift für geistig Regsame. Herausgegeben von Dr. med. Adolf Beyer, Ministerialrat im Preussischen Wohlfahrtsministerium. Franch'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Jährlich 6 Hefte. 4,80 Mk., Einzelhefte 1 Mk.

„Die rechte Tat im rechten Augenblick“ — das kennzeichnet den erfolgreichen Menschen. Manchem sind alle guten Anlagen in die Wiege gelegt, eine vortreffliche Schulbildung hat ihm das nötige Wissen vermittelt; und doch kommt er nicht zum Ziel. Warum nicht? Er hat den richtigen Gebrauch aller dieser geistigen Kräfte im rauhen Leben des Alltags nicht geübt. Viel Schuld daran trägt unser Prüfungswesen, das fast nur den Wissensbestand feststellt, aber die praktische Anwendung ganz vernachlässigt.

Schulkenntnisse und Vielwisserei, so wertvoll sie auch sind, schaffen es nicht; wir müssen logisches Denken lernen. Das üble Schlagwort von der Forderung der Zeit ist hier einmal am Platz und Dr. med. Alfred Beyer hat sie erkannt und hat es verstanden, sie in ein System und in einen Lehrgang zu kleiden, die nicht langweilig, sondern im höchsten Maße anregend sind. Mit dem von ihm geprägten Namen „Denksport“ beweist er, wie man eine Bezeichnung, die in erster Linie den Begriff gesteigerter Körpergeschicklichkeit vermittelt, auch auf das Geistige ausdehnen kann.

Negerpsyche im Urwald am Lohali. Beobachtungen und Erfahrungen von Joseph Frägle S. C. J., Kongo-Missionar. Mit 21 Bildern. 8° (VIII u. 190 S.) Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand 4,80 Mk.

Der bekannte Missionar hat sich schon früher durch sein Buch „Meiner Urwaldneger Denken und Handeln“ über seine 15jährige Tätigkeit am Lohali einen Namen gemacht. Seine neueste Schilderung reiht sich der ersten würdig an und läßt uns einen tiefen Blick in die Seele des Negers tun. Bemerkenswert ist der Einfluß der Ganges, der Gelehrten, auf das öffentliche Leben. Die Sprache ist bei aller Sorgfalt lebensfrisch.

Mammutleichen und Urwaldmenschen in Nordost-Sibirien. 340 Seiten mit 118 Abbildungen auf Tafeln und im Text. Leinen 16 Mk. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Sofrat E. W. Pfizenmayer, langjähriger Rostos an den zoo-paläontologischen Museen in St. Petersburg und Tiflis, hat im Auftrag der Russischen Akademie der Wissenschaften an zwei Expeditionen teilge-

nommen, deren Aufgabe es war, in Nordost-Sibirien neu entdeckte Mammutabaver auszugraben und zu bergen. Der ausführlichen Schilderung dieser Entdeckungen sieht die internationale Gelehrtenwelt noch heute entgegen! Er ist der einzige noch lebende europäische Teilnehmer an diesen Expeditionen; der Krieg und schließlich Internierung in russischen Gefängnissen verhinderten Pfizenmayer bisher, seine Erlebnisse niederzuschreiben und einem größeren Kreis zugänglich zu machen. Und doch verdienen sie es ganz besonders.

Der erste Fund (1901/02) liegt an der Beresowka, der zweite (1908) in der polaren Omulachtundra, beide waren nur in monatelangen Reisen zu Schiff, im Sattel, im Hunde- oder Renttierschlitten zu erreichen. Eine Fahrt von 6000 Kilometer in arktischer Winterkälte bei Quecksilbergefrierfrösten durch Taiga und Tundra ist eine Leistung, zu deren Vollbringung es ungewöhnlicher Ausdauer und voller Hingabe an die Aufgabe bedarf. Pfizenmayer hielt sich reichlich anderthalb Jahr im fernsten Nordost-Sibirien auf. Er lernte dabei eine nördliche Landschaft von ungeahnter Schönheit und Großartigkeit lieben. Er kommt in engste Fühlung mit den Einwohnern des Landes, Jakuten, Tungusen und Lamuten, jenen Stämmen, die in ihrer Kultur noch Hunderte von Jahren zurück sind; Aberglauben aller Art spielt bei ihnen eine wichtige Rolle, auf der Jagd verlassen sie sich mehr auf den von den Urvätern ererbten Jagdzauber als auf ihre Waffen. Die Ausgrabung und Vergewaltung der Mammut, die seit 25 000 Jahren im Eis gelegen haben, ist sehr bemerkenswert. Der Verfasser ist Jäger mit Leib und Seele und er fand reichlich Gelegenheit zur Jagd auf Edelfalken, Adler, Schneehühner, Auerhähne, Gänse, Schwäne, Bergschafe, wilde Rentiere, Polarfüchse und Wölfe. Auch auf Elche, von denen er Schaufeln von 26 und 34 Enden im Bild zeigt. Wir können dieses wundervolle Werk nur bestens empfehlen.

Gran Cañon. Mein Besuch im amerikanischen Wunderland von Sven Hedin. Mit 10 bunten und 38 einfarbigen Abbildungen nach Skizzen des Verfassers, einem Bildnis und zwei Karten. Geh. 7,40 Mk., geb. 9,50 Mk. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Sven Hedin hat vierzig Jahre eines ereignisreichen Lebens den Reisen im Herzen von Asien gewidmet, wo die mächtigsten Wüsten sich breiten, die riesenhaftesten Gebirge sich erheben und die größten Ströme entspringen. Er hat mehr erlebt und gesehen, als andern beschieden war. Aber die Schauer eines erschütternden Erlebnisses durchzitterten ihn, den Weitgereisten, als er das Wunderland im amerikanischen Staat Arizona kennen lernte, als er mit einemmal am Rand des Gran Cañon stand. 1500 Meter unter ihm rauschten die grauen Fluten des Bergstroms. Hedin hatte durch Amerika nach Japan und China eilen wollen. Aber dieses auf Erden einzig dastehende Naturwunder fesselte ihn so sehr, daß er ihm drei Wochen widmete. Die Frucht dieses Besuchs ist das in Wort und Bild hervorragende Werk, das soeben erschienen ist. Der Gran Cañon ist das riesenhafteste Lesebuch der Erdgeschichte, das lückenlos Jahrmillionen umspannt. Nirgends kam man die unermeßliche Schöpfungstraft der Natur besser beobachten als hier, wo ein Fluß einen 1500 Meter tiefen, fast senkrechten Einschnitt in die Erdrinde gegraben hat, wo man einen Blick wirft in die „Eingeweide“ unseres Planeten; — Menschenwerk verschwindet dagegen in nichts. Das Land um den Gran Cañon mit seinem Anflug an die Wüste ist die

Heimat uralter freier Indianerstämme. Heute leben nur noch kümmerliche Reste, die vor den neugierigen Weißen ihre einst heiligen Tänze für Geld aufführen.

Jeder Freund der Natur wird diese erste eingehende Darstellung des Gran Cañon hochschätzen, zumal sie von Sven Hedin ausgeht, dem begeisterten Freund des deutschen Volkes.

Die Heimat. Mitteilungen der Vereine für Heimatkunde in Krefeld und Uerdingen.

Heft 1 des 5. Jahrgangs dieser vortrefflichen Zeitschrift bringt einen stimmungsvollen Buntdruck. „Flamme empor!“, Befreiungsfeier in Krefeld am Abend des 1. Februar 1926. Aus der großen Fülle des Stoffes über heimatkundliche Dinge nennen wir nur „Wetterfahnen“ von Franz Hedmanns mit vielen Abbildungen.

Gesundheitsbüchlein. Herausgegeben von Med.-Ass. Dr. Miesbach, Leiter des Gesundheitsamtes, Kreis Mülheim am Rhein. Franch'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Das unscheinbare Hefchen gibt auf 20 Seiten kurze, aber erschöpfende Auskunft über alles, was mit dem menschlichen Körper zusammenhängt.

Rosmos. Handweiser für Naturfreunde. Franch'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Wir können nur wiederholt alle Naturfreunde auf diese inhaltreichen Hefte aufmerksam machen.

Satrap, Blätter für Freunde der Lichtbildkunst. Chemische Fabrik auf Aktien (vorm. E. Eschering), Berlin-Spindlersfeld.

Alle Freunde der Lichtbildkunst werden in diesen Hefen stets neue Anregung finden. Man betrachtet mit Vergnügen die mustergültigen Abbildungen.

Der Bücherwurm. Einhorn-Verlag, Dachau-München. Wer kurze geistreiche Plaudereien über seine ganze Umwelt lesen will, greife zum „Bücherwurm“, er wird auf seine Kosten kommen.

Die Polizei. Zeitschrift für das gesamte Polizei- und Kriminalwesen mit Einschluß der Landjägererei. Geschäftsstelle: Kameradschaft, Verlagsgesellschaft m. b. H.

Die Polizei ist vielgestaltig wie das Leben selbst! Die Polizei ist nicht verkehrsfeindlich, sondern sie fördert ihn auf jede Weise. Über diese Gedanken geben die Blätter gegenüber den vielfach falschen Anschauungen über das Wesen der Polizei einen nützlichen Einblick.

Unserer Kinder Spielzeug. Deutsches illustriertes Fachorgan für die Gesamtinteressen des Drechslerhandwerks. Verlags- und Druckereigesellschaft m. b. H., Ravensburg (Wttbg.).

Die wichtige Frage der Gestaltung des Spielzeugs für unsere Jugend wird hier anregend und schön erörtert.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 3 (VI. Jahrgang, Juni 1926). An unsere Leser. S. 1. — Messen heißt Sparen. Von Ing. J. Beder. Mit 14 Abb. S. 1 bis 4. — Deutsch Libertät. Denkspruch. S. 4. — Die politischen und sozialen Verhältnisse des städtischen Gewerbes im Mittelalter. Von Dr. Werner Wesselhoest. S. 5 bis 12. — Der Streit um Bessmer. Von Herbert Dittmann. Mit 2 Abb. S. 12 bis 16. — Charakterköpfe aus der Eisenindustrie. 3. Friedrich Grillo. Von Dr. Friedrich Schubert. Mit 1 Abb. S. 16 und 17. — Zechenanlagen. Scherenschnitt von Alfred Reimann. Zwischen S. 17. — Hermannstadt. Nach einer Holzzeichnung von Fritz Pöhler. S. 18. — Gipfel und Abgrund. Roman von Gregor Samarow. S. 19 bis 24. — Bau der Überlandzentrale. Gedicht von Otto Ludwig. S. 21. — Denkspruch. Von Uhland. S. 24. — Theater, Kunst und Wissenschaft. Düsseldorf, S. 25 und 26; Dreifädtheater, S. 26; Dortmund, S. 26 bis 28; Mülheim, S. 28. — Drei Bilder vom Main. S. 26 bis 28. — Eine

gerechte Beurteilung der Naturvölker. S. 28. — Institut für Grenz- und Auslandstudien. S. 29. — Eine jung-elsässische Stimme. S. 29. — Messung mit dem Gehör. S. 29. — Ziffer oder Zahl. S. 29. — Das Baaredenkmal in Bochum. S. 29. — Die Hussiten. S. 30. — Die deutsche Presse auf der Ausstellung in Düsseldorf. S. 30. — Karl Maria von Weber und die deutsche Oper. Von Carl Heinzen. S. 30 und 31. — Technische Gedentage. S. 31. — Große Ausstellung in Düsseldorf. II. Mit 4 Abb. S. 32 bis 35. — Der Aufbau des preussischen höheren Schulwesens. Von Dr. Hans L. Koch. S. 35 bis 37. — Denkspruch. Von Rosegger. S. 37. — Lübeck. Von Clara Priß. Mit 4 Abb. S. 38 und 39. — Denkspruch. S. 39. — Etwas über Wassersprengungen. Von Astr. Mit 7 Abb. S. 41 und 42. — Turnen, Sport, Spiel, Humoristisches, Rätsel. Mit 2 Abb. S. 43 bis 48. — Büchermarkt. S. 47 und 48.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke A.-G. Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: i. V. von Wecus, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schudert-Union M. 9,60 (Einzelheft M. 0,80) für Hefte mit zweifarbigem Umschlag; M. 6.— (Einzelheft M. 0,50) für Hefte mit einfarbigem Umschlag. — Den Vereinigten Stahlwerken nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigem Umschlag) von M. 12.—. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1,20 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich Düsseldorf, Breite Straße 67, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.